Johannes Kepler.

Historische Erzählung

von

Julie Burow.
(Frau Pfannenschmidt).

Menschengrößen gibt es zwei hienieden,
Eine jede kleidet ihren Mann. —
Das Verdienst webt beide; doch verschieden
Sind die Fäden und die Farben d'ran —
— — — — — — — — — — — —
Stille Größe! Dich nur bet' ich an!
Alois Blumauer.

Zweiter Band.

1857.

Prag & Leipzig,
Verlag von J. L. Kober.

Achtes Kapitel.

Die Geldsumme, welche Katharina von ihrer Reise heimbrachte, war gerade ausreichend, einige besonders drückende Schulden zu bezahlen und so die Wirthschaft noch einige Zeit im Gange zu erhalten. Herr Johann Guldenmann hatte sehr ernstlich darauf bestanden, daß der kleine Johann Kepler selbst ihm allmonatlich schreiben sollte, wie es mit seinem Schulunterricht und seinen Fortschritten beschaffen sei, und in diesem Falle versprochen, nicht bloß den Unterricht, sondern auch die Kleidung des Knaben bezahlen zu wollen, und so machte denn die Mutter Anstalt, ihren Erstgeborenen der Schule ihres Wohnortes zu übergeben.

Freilich kamen so manche Tage im Monat, in denen Johann, statt mit seinen Lese- und Schreibe-

büchern in die Schule, mit dem Knecht und dem alten Pferde hinaus auf das Feld ging. Dennoch machte der Knabe sehr bald bemerkliche Fortschritte im Lesen und Schreiben so rasch, daß er dem Lehrer, dem siebzigjährigen Magister Beilmann, auffiel.

Magister Beilmann war ein wunderlicher Kauz. Einsam lebend ohne Weib und Kind kannte er nach beendeten Schulstunden nur einen Genuß, und das war sein täglicher Spaziergang in Wald und Feld.

Da schritt er aber nicht rasch daher, wie wohl sonst Gelehrte und besonders Schulmänner, die eben nur hinausgehen, um ihren in den düstern Zimmern verdorrenden Leib so- und soviel Schritte weit durch die Luft zu schleppen. Langsam, die großen hellblauen Augen bald auf den Boden, bald auf einen Baumzweig, bald auf die ziehenden Wolken am Himmel geheftet, ging er einher, und nie kam er von einem Spaziergang nach Hause ohne allerhand unnütze Dinge in seinen Taschen.

Der Magister Beilmann hatte in sehr kurzer Zeit eine herzliche Zuneigung zu dem kleinen Johann gefaßt, und als er einst bei einem seiner weiten Gänge auch an das Feld kam, das Heinrich Kepler gepachtet und auf dem sein Lieblingsschüler eben beschäftigt war, Gras für die Ziege zu sammeln, rief

er ihn zu sich und forderte ihn auf einwenig mit ihm zu gehen.

Der Knabe sprang rüstig über den Graben, der ihn vom Feldwege trennte, reichte seinem Lehrer freundlich die Hand, sagte ihm aber, daß er nicht mitgehen könne, weil er hier arbeiten müsse.

„Du raufst Kraut aus zur Nahrung für ein Hausthier,“ sagte der Magister, „wie es doch seltsam ist, daß so ein Thierle von den schönen unschuldigen Feldblumen sein kurzes Leben fristet, die wiederum vom Wasser des Bodens und von dem Sonnenstrahl des Himmels leben. Was hast Du denn da für Kräuter, Johannes? Laß mich die Bündel sehen, die Du gemacht.“

Er überschritt nun mit seinen auffallend langen dünnen Beinen den Graben, setzte sich ruhig auf den Feldrain nieder und betrachtete die einzelnen Pflanzen, welche der Knabe für seine Ziegen gepflückt hatte.

„Das ist Wassermünze,“ sagte er, „ein schönes duftreiches Kraut, das am Bachesrand wächst und in den Morgenstunden die ganze Luft mit Balsamhauch füllet. Da ist Quendel, der seine krausen Wurzeln in das magerste trockenste Erdreich einsenkt und duftige Polsterchen auf steinigem Boden webt.

Da ist das fette gelbblühende Johanniskraut, das fortwächst und blüht, wenn man es auch an die Zimmerdecke hängt, wo seine Wurzeln kein Stellchen finden sich anzusaugen, es zieht seine Nahrung aus der Luft allein. Hier ist die Butterblume, die ellenlange Wurzeln in den Boden steckt und aus dem dürrsten Lande den milchigen Saft zieht, mit dem ihr Stengel und Blätter gefüllt sind. — Wer mir das sagen könnte, das Eine, wie diese Geschöpfe des Herrn es machen, daß sie immer nur das aus der Erde und aus der Luft ziehen, was sie für sich brauchen, wie sie es machen, die vier Elemente, in und von denen sie leben, klüglich zu verwandeln in ihre eigenen Bestandtheile?"

Der alte Mann hatte freilich zu sich selbst gesprochen, aber er hatte an dem Knaben einen aufmerksamen Zuhörer gehabt.

Oft, o wie oft hatte Johann Kepler sich selbst ähnliche Fragen vorgelegt, ein tiefes Ahnen der Gesetzmäßigkeit, der Ordnung und Regelmäßigkeit des schönen Weltganzen lebte in seiner jungen Seele und regte im Umgang mit seinem alten Lehrer mit verdoppelter Deutlichkeit die Seraphsflügel.

„Gott hat das so geordnet," entgegnete er mit leiser Stimme auf die laut ausgesprochene Frage.

„Gott! was ist Gott?“ sagte der Alte, „Gott! ein Wort wie jedes andere. Geht Gott umher und macht Blumen und Früchte? Schickt er Engel, daß sie die Blüte der Nelke auszacken, die Kastanienknospe mit Firniß überstreichen? Macht er den Schnee und Reif? Schmiedet er das Gold des Sonnenstrahles? Nichts, nichts von allem dem! Ewige unwandelbare Gesetze walten, nach denen sich die kleinste Blume im Felde aus eigener Kraft bilden muß und nach denen Sonne, Mond und Sterne und die Erde in ihren unverrückbaren Bahnen kreisen. Gott ist das Gesetz! und so gewiß 2×2 alle Zeit 4, so gewiß die Summe der drei Winkel eines Dreieckes stets gleich ist zwei rechten Winkeln, so gewiß bilden auch die gleichen Verhältnisse des Samens, des Sonnenscheins, des Bodens und der Luft die gleiche Pflanze, immer und ewig. Die Gesetze finden, nach denen alles Leben sich entwickelt und verwandelt, das heißt Gott finden.“

Der alte Mann richtete sich nach diesen Worten von seinem Rasensitze auf und wollte weiter gehen. Sein Blick fiel aber auf den Knaben und das leuchtende Auge desselben, das an seinen Lippen gehangen, zeigte ihm, daß er ein Herz und einen jugendlich gelehrigen Geist vor sich habe, von

denen sein eigenes Mühen und Streben verstanden ward.

Von dieser Stunde an verwendete der Magister Beilmann die höchste Aufmerksamkeit auf den Unterricht des jungen Kepler. Der Knabe mußte stundenlang bei ihm sein, mit ihm essen, spazieren gehen und vor allem seine mannigfachen Studien mit ihm theilen.

Diese Studien waren sehr verschieden von allem, was die damalige Zeit als Gelehrsamkeit betrachtete. Magister Beilmann vertiefte sich weder in theologische Spitzfindigkeiten, noch trieb er Astrologie, noch machte er lateinische und griechische Verse, noch suchte er die Quadratur des Zirkels oder den Stein der Weisen, obgleich er von allen jenen Dingen, die man damals zwar nicht Zeitfragen nannte, die aber in der Geschichte jenes Jahrhunderts genau den Platz derjenigen Strebungen und Irrthümer einnahmen, denen wir heutigen Tages diesen Namen geben, einige Kenntniß besaß.

Der alte einsame Mann liebte vor allem die Pflanzenwelt und konnte sich stundenlang vertiefen in die Betrachtung eines Blattes oder einer Blüte, und der kleine Kepler theilte sehr bald dieses Interesse und hing zugleich mit leidenschaftlicher Innigkeit

an dem Greise, der es verstanden hatte, eine Saite seines jungen Herzens erklingen zu lassen, die seit seiner Trennung von Apollonia keine liebevolle Hand angeschlagen.

Freilich verstand der Knabe sehr vieles von dem nicht, was der Greis in begeisterten Augenblicken aussprach, aber er behielt es als einen geheimen Schatz.

Das Glück in dem Umgange mit seinem alten Lehrer war aber auch fast das einzige des armen Knaben, der in seinem Vaterhause keine von den harmlosen Freuden genoß, welche die Kindheit der meisten Menschen verklären. Je mehr es sich herausstellte, daß die Wirthschaft, welche die Familie in Pacht hatte, sie nicht ernährte, je mehr die Schulden sich häuften und die Bedürfnisse der heranwachsenden Kinder sich steigerten, desto mehr wuchs auch der Unfriede zwischen den Ehegatten.

Katharina hätte durch angestrengte Thätigkeit, durch genaue Sparsamkeit im Kleinen vielleicht noch manches erhalten können, dazu aber war sie keineswegs die Frau.

Sie war einst ein schönes reiches, vielbegehrtes Mädchen gewesen, das konnte sie nie vergessen, und es verging kein Tag, in dem sie es ihrem Mann

nicht mit harten Worten vorrückte, daß er durch seine Bürgschaft für Reinbold, durch sein unüberlegtes Uebernehmen der Wirthschaft in Ellmandingen die Seinigen ruinirt habe.

Eine finstere grollende Stimmung hatte sich ihrer ganzen Seele bemächtigt, die nur nachließ, wenn sie sich tausenderlei Wege und Geschäfte außer dem Hause machte.

Selbst ihre Kinder schienen ihr eher verhaßt als theuer zu sein, waren sie doch die Kinder des Mannes, der das Elend ihres ganzen Lebens verschuldet hatte.

Zwei rohere und wildere Buben als die beiden Brüder des sanften kleinen Johann Kepler, gab es nicht weit und breit. Größer und kräftiger als der durch seine Geburt schwächliche Knabe, war dieser der Gegenstand ihres beständigen Hohnes. Sie zerrissen seine Bücher, zertraten seine Blumen im Garten, verspotteten seinen einzigen Freund, den alten Magister, und ließen keine Gelegenheit vorübergehen, ihm irgendein Herzeleid anzuthun.

Heinrich Kepler, der Vater, ging meistens wortlos und finstern Auges durch sein ödes, unfreundliches Haus und machte unter wilden Zechkumpanen durch laute Verwünschungen, durch wüthende Aeußerungen über sein Weib seinem Herzen Luft.

Nur ein Geschöpf war im Hause, welches das liebevolle Herz des kleinen Johann nicht von sich stieß, seine Schwester, die kleine Margaretha, ein schönes und sanftes Kind, auf dessen Charakter und Geistesrichtung Johann den lebhaftesten Einfluß übte.

Die Anhänglichkeit des kleinen freundlichen Mädchens war der lichte Punkt in dem dunklen Leben des armen Knaben, und er reichte für diese edle und reine Natur aus, um alles übrige zu erhellen.

Das Herz des Knaben, so unsäglich erfüllt mit Liebe, hing mit leidenschaftlicher Innigkeit an dem Schwesterchen, das er lesen und schreiben, zu Gott beten und den Befehlen der rauhen Mutter gehorchen lehrte.

Wenn Katharina Kepler überhaupt etwas in der Welt liebte, so war es ihr erstgeborener Sohn. Seine zarte Gesundheit erhielt ihr Mitleid rege, sein sanfter pünktlicher Gehorsam entwaffnete ihre rauhe Härte, und sein Wissen, das sich unter der Anleitung des Magisters Beilmann bewunderswürdig mehrte, imponirten ihrer von Natur wißbegierigen Seele.

Zu ihm, den sie für reif genug hielt, um ihre Klagen zu verstehen, ergoß sie sich in Anschuldigungen ihres Gatten, der sie, die schöne, reiche, ihn liebende Frau, hinausgestoßen hatte in der Stunde der

Geburt ihres ersten Kindes, um einer Landläuferin folgen zu können, der sie dann von Haus und Hof gelockt, ihr Gut und Vermögen mit seinen Kumpanen verthan habe und jetzt noch immer nichts arbeite und schaffe, um seine Familie zu ernähren.

Weinend hörte der Knabe Johann auf diese Klagen seiner Mutter, die mit funkelnden Augen, mit zum Himmel erhobenen Händen ausgesprochen wurden, und seine Antwort war dann stets eine und dieselbe: „Mutter, herzliebe Mutter mein, geduldigt Euch um der Liebe Gottes willen, bis ich erwachsen bin, dann werde ich für Euch sorgen und es soll Euch an nichts fehlen, denn ich denke, wenn ich fleißig bin, werde ich Kenntnisse genug sammeln, um einmal ein rechter Mann zu werden."

Noch befand sich der Knabe Johann in jener Lebensepoche, in der das Rad der Zeit langsam, langsam um seine Axe rollt. Erst die reifen Jahre des Menschen haben Flügel, die Kinderzeit, auch die reinste, geht mit goldenen Füßen durch Blumen, die zu hoch sind, als daß sie dieselben leicht überschreiten könnte, und wo der Boden so arm ist, daß er keine einzige duftende Blume hervorbringen kann, da wächst wenigstens das fröhliche Grün der Hoffnung hoch empor, so hoch, wie in keinem späteren Lebensabschnitt; vielleicht aber

scheint dieß auch nur so, weil des Kindes Erfahrungen noch nicht hoch genug sind, um über dieses Grün hinwegsehen zu können.

Johann Kepler hatte ein Jahrlang die Schule des Magisters Beilmann besucht, als sein Vater erklärte, daß er die Wirthschaft in Ellmandingen nicht länger behalten könne und wolle, sondern die Absicht habe, mit seiner Familie nach Leonberg zurückzukehren.

Ein härterer Schlag hätte den Knaben fast nicht treffen können. Sein junges Herz war mit tausend frischen Wurzeln fest an den Greis gewachsen, der zuerst seiner wißbegierigen Seele die rechte ihr vollkommen zusagende Nahrung gegeben.

Magister Beilmann war durchaus kein Gelehrter im Geist jener Tage. Er war nicht vielmehr als ein ahnungsvoller Träumer und zugleich ein scharfer und genauer Beobachter des Vorhandenen.

Die Vereinigung dieser beiden Eigenschaften bildet die meisten Entdecker im Reiche der positiven Wissenschaften; auch in der Seele des jungen Kepler fanden sie sich zusammen, und die Freundschaft, die ihn mit seinem greisen Lehrer verknüpfte, trug nicht wenig dazu bei sie mehr und mehr zu entwickeln.

Ohne sich Rechenschaft über das Wie geben zu können, fühlte er auf das Bestimmteste und mit

einem bittern Schmerz, daß die Trennung von dem Greise ihn von der Bahn der Erkenntniß, die ihm zusagte und natürlich sei, zurückführen müsse, und die Liebe zu seinem Freunde erhielt dadurch einen gewissen Anstrich der Eigenliebe, der sonst nur Neigungen ganz anderer Art eigen zu sein pflegt.

Während Katharina im Auseinandernehmen und Packen der Haus- und Familienwäsche, im Zählen und Wegthun der Küchengeräthe Nahrung für ihren unbefriedigten Thätigkeitstrieb fand, während der Hausvater umherlief, um sich einige Geldsummen zu borgen, die er an andern Orten abzahlen mußte, saß Johann bei seinem alten Lehrer und genoß der schmerzlichen Freuden des letzten Zusammenlebens mit einem geliebten Menschen.

Auch dem Greise zitterte nicht selten die Stimme, wenn der Gedanke sich plötzlich in ihm vordrängte, daß er das geliebte, schuldlose, jugendliche Angesicht des Knaben, an dem sein Herz hing, nun bald nicht mehr zu seinen Füßen sehen werde, und der letzte Tag kam heran, schnell, ach viel zu schnell für die beiden liebenden Menschenherzen.

Als der Knabe am Morgen desselben früh, da kaum der Tag angebrochen, in das kleine Schulhäus-

chen eilte, kam der Alte ihm bis zur Pforte des Gärtchens schon entgegen.

Es mußte etwas besonderes vorgefallen sein, das sah Johannes an dem Gesichte seines Freundes, etwas beglückendes, denn eine helle Freude lag ausgegossen auf demselben.

Rechts im Gärtchen hatte der Greis sich einen Sitz angelegt unter einer schönen alten Linde, und dorthin führte er seinen Zögling und setzte sich mit ihm auf die Holzbank, von der man einen weiten Blick in das Thal hatte.

„Schau Dich um, Johannes," sagte er freundlich, „nicht wahr, hier ist es schön? und ich, der ich hier immer bleiben werde, bis sie mich auf den Kirchhof tragen, kann's schon verschmerzen und muß es mit Ruhe ertragen, hier wieder allein zu sitzen und Gottes wunderschöne Welt zu betrachten, weiß ich Dich nur glücklich und zufrieden und so gut aufgehoben, als dieß möglich ist; darum trauere nun nicht mehr, mein herzlieber Bub'; denn wenn wir uns auch trennen — etwas früher oder etwas später hätte dieß doch geschehen müssen — Du wirst nun an einen Ort gehen, wo Du ganz gut aufgehoben bist, wo man Dir Gelegenheit bieten wird, alles zu lernen, was die gelehrtesten Männer unserer Zeit wissen,

und künftig Dir Dein Brot zu erwerben in einer geehrten und würdigen Stellung. — Schau, ich hab' an unsern sehr edlen Herzog Christian geschrieben, und er hat gestattet, daß Du in die Klosterschule zu Maulbronn, und wenn die Zeit da ist, in das Stift zu Tübingen aufgenommen werdest. Gestern Abend, als schon die Glocke halb neun geschlagen, erhielt ich den Brief Sr. Durchlauchtigen Gnaden. Als ich das große Siegel öffnete, zitterte ich, als gälte es eine Entscheidung über Leben und Tod; wie ich aber die Bewilligung gelesen, war meine Seele erfreut und mit Dank gegen die Vorsehung, die auch in der Geisterwelt große Dinge durch kleine Mittel thut, habe ich mich zur Ruhe gelegt, freilich, geruht habe ich wenig, denn die ganze Nacht hindurch wartete ich mit Sehnsucht auf den Morgen, der Dich herführen sollte. Nun bist Du da, mein herzlieber Sohn, und bis Du nach Maulbronn abreisest, wirst Du bei mir, Deinem Freunde, bleiben. Deine Eltern werden nichts dagegen haben, Dein würdiger Ohm in Magstatt weiß um die Sache, und billigt sie und so wirst Du denn Deinem Glücke entgegengehen."

Der Alte schwieg. Erstaunt, erschrocken stand der Knabe vor ihm, und ein Thränenstrom rann über seine feine bleiche Wange.

Es waren nicht ganz allein Freudenthränen, die er vergoß. Johann Kepler hatte ein Herz, das sich mit warmer Liebe auch da anschloß, wo er fühlte, daß dieselbe nicht in gleichem Maße erwiedert wurde. Er hing an seiner Mutter und mehr noch an seinem Schwesterchen mit großer Innigkeit, und der Gedanke, sich von ihnen jemals trennen zu müssen, war ihm noch nicht in den Sinn gekommen. Dennoch fühlte er sehr lebhaft, daß mit dem Eintritt in eine berühmte und gelehrte Schule sich ihm die Pforten des Glückes erschloßen.

Heinrich Kepler, von dem Schritt, den der alte Magister zu Gunsten seines Sohnes gemacht, unterrichtet, hatte nichts dagegen, daß derselbe hinfort ganz und gar seiner väterlichen Fürsorge enthoben wurde.

„Er ist ein Duckmäuser,“ sagte er achselzuckend, „ein Mensch, der doch zu nichts Lust und Geschick hat als zum Bücherunsinn, meinetwegen mag er hingehn und ein Pfaffe werden und mit andern Pfaffen sich herumzanken, ob der Herr Christus das Brot mit der linken oder der rechten Hand gebrochen. Es ist im Hause ein unnützer Brotesser weniger, wenn er geht, und ich behalte der Mäuler doch noch genug, die ich durch meine Plackerei füllen muß.“

Frau Katharina wußte nicht recht, ob sie über den Abschied von ihrem Erstgeborenen weinen, oder sich freuen sollte wegen des ihm zutheil gewordenen ehrenvollen Glückes. — Ihr kluger Knabe sollte jetzt Gelegenheit erhalten, ein großer Gelehrter, ein Meister aller Wissenschaften zu werden, und der gnädige Herr Herzog hatte ihn selbst dazu bestimmt.

Katharina Kepler hatte eine dunkle Ahnung davon, daß Wissen Macht sei, obgleich sie von dem, was das Menschengeschlecht in jener Zeit wußte und der Einzelne durch treues Arbeiten erlernen konnte, nur eine seltsame und höchst verworrene Vorstellung besaß.

Das kleine Gretchen weinte bitterlich, als man ihr begreiflich machte, daß Johann zurückbleiben müsse, während sie mit den Eltern und den beiden andern Brüdern weit, weit fortgehen würde. Heinrich und Christoph aber fanden in dem Ereigniß weder etwas beglückendes noch beklagenswerthes. Ihr zarter stiller und sanfter Bruder war in ihren wie in des Vaters Augen nichts anderes, als ein blöder Duckmäuser zu nichts gut, als in Büchern zu lesen.

Für den Knaben Johann war es unbezweifelt ein Glück, daß die Trennung von seiner Familie mit der Abreise derselben zusammenfiel. Seine Kleidung und

sein Weißzeug ward ihm in Eil von der Mutter ausgeliefert. Klein Gretchen gab ihm noch eine Wurst und einen weißen Wecken als seinen Antheil an der Wegzehrung und weinte an seinem Halse. Die Mutter segnete den Knaben und der mürrische Vater reichte ihm mit ungewohnter Freundlichkeit die Hand, und so setzte die Familie sich auf den großen, mit Hausrath und Betten überpackten Wagen. Die Mutter auf den Bettsack, der Vater auf eine große Kiste, Heinrich und Christoph krochen auf die höchsten Spitzen des Möbelthurmes und balancirten auf zwei hölzernen, dort festgebundenen Stühlen, und die kleine Margaretha saß auf dem Schooße der Mutter und barg ihr thränenschweres Gesichtchen am Busen derselben, während Johann neben seinem alten Freunde am Wege stand und den Abreisenden so lange nachsah, bis der Wald sie in seinen dunklen Schooß aufgenommen hatte.

„Nun bist Du mein Kind, mein lieber Sohn Johannes," sagte der alte Magister, als der Knabe sich die Thränen trocknete, die langsam über seine fast mädchenhaft zarten Wangen flossen. „Sei mir willkommen in meinem bis daher einsamen Hause und finde darin Freude und Friede!"

Herr Beilmann hatte dem Knaben schon mit

eigener Hand ein Bett in seiner eigenen Schlafkammer bereitet, und als der Tag sich zu neigen begann, machte er in seiner Begleitung seinen gewohnten Spaziergang.

„Noch vierzehn Tage bleibst Du bei mir, mein Junge," sagte der Greis, während der Knabe neben ihm her durch die grünen Felder schritt, „es ist Sitte, daß die Klosterschüler nur beim Beginn des halbjährigen Lehrkurses in die Anstalt eintreten, und das ist gut und ganz in der Ordnung; denn man muß jedes Geschäft mit dem Anfange beginnen, so mitten hineinfallen gibt Störungen und Irrthümer."

„Aber in ein Kloster soll ich, werther Herr Magister," entgegnete Johann ziemlich erschrocken, „Sie wissen es ja aber doch, daß meine beiden Eltern ebenso wie Sie und ich das neue Licht kennen und ihm anhangen, das Luther, der Mann Gottes, uns angezündet — ich hätte können zu den Herren Paters Jesuiten kommen, mein Oheim Guldenmann aber war ebenso wie meine liebe theure Mutter Apollonia weit entfernt, das zu gestatten. Gewissensfreiheit ist ein heiliges Gut, das man wohl um keines irdischen Glückes, um keiner Weisheit und Wissenschaft willen opfern darf."

„Würde ich dieß von Dir verlangen, mein Johannes?" sagte der alte Magister mit beinahe schmerz-

lichem Tone. „Das ehemalige Zisterzienser-Kloster Maulbronn, in früherer Zeit unter des Reiches unmittelbarem Schutze, dann unter dem der Churpfalz stehend, ward vom Herzog Ulrich im schmalkaldischen Kriege im Jahre 1504 mit Waffengewalt nach einer Belagerung von sieben Tagen erobert. Als aber dieser Fürst die gesegnete Reformation einführte, trat es unter des Reiches Schutz zurück, bis unser gnädiger Herzog Christoph es vor noch nicht allzulanger Zeit an sich brachte, und damit that, wie es sicherlich am besten war, indem er es in eine Vorschule für die Universitäten seines Landes verwandelte. Zwar stehen die Knaben, welchen der Herzog die Gnade erweist sie dort oder in Blaubeuern und Hirsau aufzunehmen, unter einer strengen fast klösterlichen Zucht, aber für Dich, mein Sohn Johannes, der Du immer bescheiden, fromm und fleißig warst, wird diese nichts peinliches, oder doch zum wenigsten nichts unerträgliches haben."

„Ich werde also gehen, mein theurer Freund und Wohlthäter," sagte Johann, indem er sich liebevoll an den Greis schmiegte, „um unter der Leitung der weisesten Männer Gott zu suchen und zu finden, ich will ein Lehrer seines heiligen Wortes werden und den Menschen, die nach mir ihre Augen

zu Ihm erheben, den richtigen Weg zeigen, um Ihn zu finden."

Der Greis schüttelte langsam die Silberlocken und sah vor sich nieder auf den Boden.

„Du wirst christlich protestantische Theologie studiren, mein Sohn," sagte er mild. „Es mag ein Fortschritt sein von der streng katholischen Kirchenlehre zu der streng protestantischen, ich will das gern glauben, ich bescheide mich in Demuth; aber Eines vergiß nicht, mein Johannes, außer dem Worte Gottes, das die Bibel lehrt, wie außer dem, was die Kirchenväter uns mittheilen, gibt es noch Eines, das zu jedes Menschen Herz spricht, laut und vernehmlich durch die Stimme der ewigen Natur. ‚Wer Ohren hat zu hören, der höre, es sehe, wer Augen hat zum Sehen,' sagte der Erlöser in seiner erhabenen Bergpredigt, und der Apostel Paulus ruft uns allen zu: ‚Denn daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbart; denn Gott hat es ihnen offenbart, damit des Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen an seinen Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt.' — Johannes, mein Sohn, Du kluger, braver, wahrheitliebender Knabe, höre auf das Wort eines Freundes, der nun bald dieß Leben des Kampfes und der Unruhe verlassen

wird und seine Erfahrungen, seine schönsten Hoffnungen gern Deinem jungen und frischen Herzen übergibt. Vergiß nicht den Allmächtigen da zu suchen, wo er gewiß zu finden ist, in den Werken seiner Allmacht. — Ich schelte und tadle die Schriftweisheit nicht, der Herr bewahre mich schwachen Menschen davor; daß sie aber doch gar schwer zu verstehen sein müsse, sehen wir das nicht täglich in den Mißverständnissen, die sie veranlaßte?"

„Aber, mein Vater," sagte Johannes und blickte mit den klaren nußbraunen Augen treuherzig empor zu seinem sinnenden Freunde; „Ein Weg kann doch nur der rechte sein zu Gott, die übrigen müssen Irrwege sein, und ich will suchen, ohne zu ermüden, suchen ohne Aufhören, bis ich diesen einzigen gefunden."

Ein leises Lächeln schwebte über das verwelkte Gesicht des Magisters: „Suche!" entgegnete er mit einem Blick in die ziehenden Wolken, „suche, und Du wirst finden, klopfe an, und Dir wird aufgethan werden. Den Herrn suchen, ist das einzige Glück des Erdenlebens, das alles Leid, das Tod und Marter überwindet und verklärt. — Sind Huß und Savonarola nicht betend den Feuertod gestorben? was hat sie ermuthigt, als das Wenige von der Klarheit des Herrn, das zu schauen, sie gewürdigt wurden? Wider-

stand nicht Luther mit kühnem Muthe dem Andringen der halben Welt? Was gab ihm den Muth, dem Kaiser ins Angesicht zu sprechen: „Hier steh' ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir!" — Starben nicht die Apostel jeden Martertod mit Freudigkeit, weil sie sich im Besitz des göttlichen Lichtes wußten? O mein Sohn, des Menschen eigentlichste Bestimmung ist, Gott zu suchen. Gott! das ist die Wahrheit, die Liebe, die Gesetzmäßigkeit. — Wehe uns armen Menschen aber, wenn nur Ein Weg zu diesem Ziele führte. Führt denn nur eine Straße nach Rom? führt nur ein Weg in die Kirche? in Deines Vaters Haus? Sohn, lieber Sohn, zu Gott führt jeder Weg, auf dem wir mit Vertrauen wandeln, und auch der Umweg ist dann kein Irrweg, denn endlich bringt er uns doch ans Ziel. Einen Weg gibt es aber, bei dem wir das Ziel stets im Auge behalten: es ist der, den Du an meiner Hand betreten; die Kenntniß der Natur führt Dich unbedingt zur Erkenntniß Gottes. Welche Studien Du auch machen magst, in der Bibel, in den Schriften der Gottesgelehrten alter und neuer Zeit, vergiß nicht, daß vor Deinen Augen aufgeschlagen in jeder Stunde Deines Lebens das Buch der ewigen Natur liegt. Alle übrigen Bücher haben Zank und Streit verbreitet,

haben Haß und Mord ausgesäet auf Erden. Im Buche der Natur findest Du die Erkenntniß ewiger vorsorgender Liebe, unveränderlicher Gesetzmäßigkeit und Ordnung, höre nicht auf, darin zu forschen nach dem letzten erhabensten Grunde aller Erscheinungen; des Menschen Mund nennt ihn: Gott!! aber der Name ist's nicht, den wir suchen."

Der Greis schwieg und zog den Knaben fest an seine Brust. „Ich habe einsam gelebt auf Erden und wie ein Traum sind mir die siebzig Jahre meines Daseins dahingeflogen. — Was habe ich nicht alles gehört und erfahren in dem Bereiche der menschlichen Erkenntniß, um das sich alles zu drehen scheint, seit Martin Luther das Konzilium zu Kostnitz verließ. — Mein Sohn! ich denke daran mit Trauer und Grausen. So gewiß es ist, daß die Erkenntniß Gottes aller menschlichen Weisheit Anfang und Vollendung, ebenso gewiß ist auch, daß die Bahnen zu diesem Ziele bisher nur durch Blut und Feuer gingen. Und doch ist Gott die Liebe! und nur wer in der Liebe bleibt, bleibt in Ihm. O der sanfte, milde, opferwillige Erlöser wußte wohl, daß seine ehrgeizigen, streitsüchtigen Jünger ihn nicht verstehen konnten, und doch liebten sie ihn alle; alle, selbst Judas, der ihn aus Geiz verrieth, und Petrus, der ihn aus Furcht verläugnete.

Das ist mein Trost, mein Johannes, daß auch jetzt diese Streitenden, daß Jesuiten und Lutheraner, Kalvinisten und Kryptokalvinisten, Waldenser und Albigenser, alle den Herrn suchen und lieben und nur darin irren, daß jeder seinen eigenen Weg für den allein richtigen hält und den Bruder mit Gewalt, mit Feuer und Schwert zwingen will, ihm auf demselben zu folgen, eben weil er es gut mit ihm meint. — Es muß nicht schwer sein, für die Wahrheit zu sterben, auch das ist mein Trost; denn der Tod an sich ist ja kein Uebel, weil er eine Nothwendigkeit ist. Vielleicht verstehst Du mich noch nicht, mein Sohn, einst wird aber eine Zeit kommen, in der meine Worte in Deinem Gedächtniß erwachen, denn ich weiß und fühle, daß in Dir ein Geist lebt, der dem meinen verwandt ist."

Johannes küßte liebevoll die Hände seines Freundes. Der Knabe war eine Natur, die auch durch äußerliche Zeichen denen, die er liebte, sein Gefühl kundzumachen verstand. Doch sein junges Herz, das sich wie die Blume dem Sonnenlichte leicht und freudig der Liebe öffnete, verschloß sich unwillkürlich, wie das Auge sich mit dem Lide vor dem Schlage schließt, vor jeder Roheit und Härte, die bis dahin in nur zu großer Nähe neben ihm gestanden hatten.

Jeden Tag ging der alte Magister mit seinem Schüler ins Freie hinaus und jeden Tag drehten sich die Gespräche der beiden um einen und denselben erhabenen Gegenstand. Dennoch verstand Magister Beilmann, der nie in eines Kindes Lockenhaar gespielt, die Art und Weise der Kindheit und wußte sich ihr anzupassen.

Wenn ein menschlich Auge die beiden auf ihren Spaziergängen beobachtet hätte, würde es mit Erstaunen und sicherlich nicht ohne Verwunderung, ja wohl sogar mit einigem Spott gesehen haben, wie der rüstige Greis den schwächlichen Knaben zu kindlich munteren Bewegungen anspornte, wie er mit ihm den Berg hinablief, wie er ihn in der Kunst ein Rad zu schlagen unterrichtete, wie er ihm ferner allerlei Schnurren aus seiner eigenen und längst verstorbener Gefährten Kindheit erzählte, ja endlich sogar des heiligen Augustinus Bekenntnisse von den Kinderstreichen, die auch er verübt, mittheilte.

Johannes sah hier zum erstenmal das wunderbare Buch, das so viel erkannte Wahrheit, so viel geahnte Weisheit enthält, und da er unter der Anleitung des wackern Magisters in der lateinischen Sprache ziemlich vorgeschritten war, so machte es ihm großes Vergnügen, dasselbe in den Stunden, wo

er allein blieb, zur Hand zu nehmen und bald hier bald dort darin zu lesen.

So vergingen die wenigen Tage bis zur Abreise des Knaben. Er hatte sie benutzt, um an den Oheim Guldenmann und an seine Freundin Apollonia, sowie auch an seine kleine Schwester Gretchen zu schreiben, die, Dank seinen Bemühungen, bereits recht gut zu lesen und zu schreiben verstand.

Es kam die schwere Stunde des Abschiedes; auch sie wurde durchlebt, und mit einem Ränzelchen auf dem Rücken, das seine wenigen Habseligkeiten, ansehnlichen Mundvorrath und sieben Silbergulden enthielt, versehen, machte der dreizehnjährige Johannes Kepler sich in Gesellschaft zweier andern Knaben, die sich ebenfalls auf Kosten des Herzogs zu Pfeilern der protestantischen Kirche ausbilden sollten, auf den Weg, und rüstig und fröhlich wanderten die drei Schüler über Berg und Thal, durch Wälder und Schluchten dem Kloster Maulbronn zu, das sie in seine stillen Mauern aufnehmen sollte.

Achtes Kapitel.

Es war Abend geworden, ein milder warmer Septemberabend, als Johann Kepler mit seinen beiden Gefährten sich der Thür des Klostergebäudes näherten. Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne vergoldeten die prächtigen Fenster der Sommerkirche und ließen sie im ganzen Schmuck ihrer Malerei erglänzen.

In den alten Linden vor der Thür rauschte und flüsterte der Wind den Knaben ein Willkommen, und der mit Stein ummauerte Quell der Salzach rieselte leise ein Accompagnement dazu.

Der älteste der drei Knaben, Christoph Besold, ein weitläufiger Verwandter des derzeitigen Abtes Lukas Osiander, hatte es übernommen, sich und seine Gefährten bei diesem zu melden, und während er allein dem ehemaligen Klostergebäude zuschritt, lagerten die beiden Anderen sich auf einer Rasenbank unter der größten der schönen Linden.

„Da sind wir nun,“ sagte der zurückgebliebene Gefährte Kepler's, Mathias Bernecker, „und manchen Taglang werden diese alten Gebäude, die so ernst und so feierlich aussehen, unsere Heimat sein. Du lieber Herr Gott, wie düster es nur wird und wie unter

den dunklen Bogen dort der Schatten und die Nacht sich groß und breit machen. Wo werden wir nur schlafen, Johannes, hinter welchem dieser Fenster mag die alte Mönchszelle liegen, in der man uns unseren Strohsack anweisen wird?"

Johannes antwortete nicht, er hatte nicht auf die Worte seines Gefährten gehört; denn im Osten, wohin seine Blicke sich gerichtet, erhob sich aus goldenem Gewölke die Scheibe des Vollmondes und goß ihr silbernes Licht über Berg und Thal und zeigte die feinen und zierlichen Linien der Kirche in ihrer ganzen Schönheit.

„Ah!" sagte Mathias, der an dem Licht, das die Kirche erhellte, erst den Aufgang des Mondes bemerkte, „das ist schön!"

„Ja," entgegnete Johannes, „und ein Glück und ein Gottessegen ist's, daß man den lieben Mond und die lieben Sterne in der Fremde so wiederfindet, wie man sie in der Heimat verlassen, das sind treue, treue Freunde! Die Bäume, die Blumen, die Brunnen und Bäche, die Wege und Stege, die Häuser und die Menschen, alles ist in der Fremde ein anderes als zu Hause, alles, was der Erde angehört, aber das Himmlische begleitet uns, wohin wir auch gehen."

Schweigend blickte er hinauf nach dem Monde,

es war ja der nämliche, der in sein kleines Kämmerchen in Magstatt geschaut, wenn Apollonia über des Kindes Lager gebeugt, ihm das Vaterunser vorgebetet, derselbe, der so hell durch die Zweige der mächtigen Eichen und Föhren geschienen, wenn der Förster Reinbold den Knaben mit sich in den Wald nahm und ihn zuschauen ließ, wie das Reh über den Graben sprang, und ein Zicklein, das der Mutter mit zu kurzem Sprunge folgte, an der jenseitigen Wand einwenig ungeschickt hinaufkrabbelte. Derselbe, der so hell den Weg beschien, auf dem er mit dem lieben alten Magister in Ellmandingen vom Felde heimkehrte, wo sie Blumen und Kräuter mancherlei Art gesammelt hatten, von deren Wachsthum, Schönheit und Nutzen für den Menschen der wackere Greis ihm soviel und so gern erzählte.

Des Knaben Augen füllten sich mit heißen Thränen der Sehnsucht, und Segenswünsche regten sich in seinem Herzen für alle seine fernen Lieben.

„Kommt nur, kommt!" rief Besold, der indeß sein Geschäft abgemacht hat. „Herr Osiander selbst ist hier und wird uns in den Speisesaal führen, wo wir bekommen sollen, was Leib und Seele zusammenhält."

Die Knaben erhoben sich in Eil und der statt-

liche Herr Osiander reichte jedem mit einem herzlichen: „Salve, mi fili!“ die Hand und führte sie durch das kleine Pförtchen neben der Hauptthüre durch einige spärlich beleuchtete Gänge in das stattliche Refektorium, wo an langen Tafeln wohl über hundert Knaben und mehrere jüngeren und älteren Männer mit einer einfachen Abendmahlzeit beschäftigt waren.

Die drei Knaben, die ihre Reise zusammen gemacht hatten, alle drei Schüler des wackern Magisters Beilmann, blieben auch in den Klassen und folglich auch bei Tische Nachbarn und Gefährten.

Der Aufenthalt in einer protestantischen Vorbereitungsschule war zur Zeit Johann Kepler's eben keine Lustbarkeit.

Der strenge, fast puritanische Geist der Theologen Würtembergs, der die Freude, auch die schuldlose, gern aus der Welt verbannt hätte, um sie dem Jammerthale, das sie zu schildern liebten, mehr und mehr ähnlich zu machen, streckte sein eisernes Szepter besonders über das Leben der Kindheit, soweit es ihnen anvertraut war.

Die Studien der Knaben waren jedes Reizes entkleidet, so trocken und knöchern als der Stumpfsinn sie nur machen kann.

Die Knaben, oft noch Kinder den Jahren nach,

trugen lange, schwarze Kutten, ähnliche Röcke, die ihnen von der Anstalt aus Gnaden geliefert wurden. Sie durften selbst während der Freistunden den Klosterhof nicht verlassen, um einen Spaziergang in die nahen Wälder und Berge zu machen. Man weckte sie zweimal Nachts zur Hora, und am Tage gab es vier verschiedene Zeiten des gemeinsamen Gebetes, das im Sommer in der schönen Kirche, im Winter in dem großen Betsaale gehalten wurde. Daß alle Kartenspiele verboten, war freilich in der Ordnung, aber auch Brett- und Schachspiel war es, und selbst das Ballschlagen, Springen, Klettern, Laufen, kurz jede harmlose Kinderlust, die mit Tumult, Springen und Geschrei verbunden, war in diesen, dem finstern Ernste geheiligten Mauern verbannt.

Johann Kepler, eine zarte, fast schwächliche Natur, hatte freilich weniger als andere Kinder das Bedürfniß sich auszutoben. Ihm genügte ein Gang durch den schönen Klosterhof, seine von langem Sitzen abgespannten Glieder zu erquicken, und gern stand er dann sinnend an dem rieselnden Brunnen still und gedachte der Sagen, die sich an denselben knüpften.

Hier hatte vor langen, langen Jahren, als dieses schöne gesegnete Thal der Salzach noch ein wilder, sumpfiger Wald war, von Räubern unsicher

gemacht, von dem Bären und dem Auerochsen bewohnt, das mit Gold beladene Maulthier getrunken und so dem Gründer des Klosters, dem wackern Ritter Walter von Lommersheim den Ort angezeigt, wo er bauen sollte. Ein unbedeckter Thurm an der Westseite des Klosters trug das Wahrzeichen desselben, das mit Gold beladene Maulthier, und hatte dieserhalb den Namen ‚Eselsthurm,‘ und die Buben, denen auch die äußerste Strenge nicht das natürliche Eigenthum der Knabenjahre, die Lust an Scherz und Neckerei, rauben konnte, hatten ihre Freude daran, jeden neuen Ankömmling an das Thor dieses Thurmes zu führen und ihn zu ersuchen, sein Konterfei über demselben zu betrachten.

Wenn die Winterabende kamen, und der Wind den Schnee gegen die Bogenfenster trieb, hockten einige gern beisammen in der Nähe des Ofens und erzählten sich Schauergeschichten von den Unthaten der Räuber, die hier vor Alters gehaust und den vorüberziehenden Reisenden beraubt, erschlagen und geviertheilt hatten. — Aber so weit eine Kirchenglocke schallt, fügte dann wohl einer oder der andere hinzu, durfte so etwas nicht verübt werden, der böseste Räuber, der schlimmste Mörder muß sein Schwert einstecken bei ihrem Klang, und darum eben beschloß der

Bischof Günther, ein Zisterzienser-Kloster hierher zu bauen, das heißt nur hier ins Thal der Salzach, und viele Edelleute gaben Geld dazu her: Herr Werner von Roßwag und Frau Bertha von Grüningen, vor allem aber der Herr Walter von Lommersheim.

Wie aber der Bau schon weit vorgeschritten war, — der große Kreuzgang in der Kirche stand schon auf seinem mächtigen Roste — da verdroß es die Räuber und sie wollten durchaus die Mönche nicht weiter bauen lassen und das schon Fertige niederreißen.

Da sagten die Mönche, die so recht schlau waren, sie sollten sich nur erst nicht die Mühe geben, das feste Mauerwerk zu zerstören, sie wollten's ihnen mit einem Eid schwören, den Bau nicht zu vollenden. Darauf gingen die Räuber ein, die Mönche schworen, ordentlich mit drei aufgehobenen Fingern. Wie nun die Räuber fort waren, bauten sie aber ganz eifrig fort, alles fertig, bis auf die eine Steinplatte, die in der linken Seitenhalle der Klosterkirche noch heute am Boden liegt, und dann läuteten sie mit ihren schönen Glocken, daß es so feierlich wie jetzt durch den wilden Wald schallte. Wie wüthend waren da die Räuber, sie liefen nach dem Kloster und wollten den Mönchen für ihren Meineid ans Leben, die zeigten ihnen aber den Stein und die Oeffnung an

dem Mauerwerke, wo er fehlte, und sagten ihnen, daß sie gar nicht falsch geschworen, und daß das maulbronner Kloster bis an den jüngsten Tag unvollendet bleiben solle. Da haben denn die Räuber gemerkt, daß ihre Zeit hier aus sei und sind davon gezogen, und seht nur, in dem Stein im Kreuzgang sind auch die drei aufgehobenen Schwurfinger ganz deutlich zu sehen.

„Das war nicht schön von den Mönchen," sagte Johannes, als diese Geschichte auch ihm zum erstenmal erzählt wurde.

„Ei, warum denn nicht," entgegnete Besold eifrig. „Haben denn die Mönche falsch geschworen? Und zu dem waren es Räuber, denen sie so eine Nase machten, was thut das?"

„Ich hätte das auch nicht gethan," meinte Bernecker nach einigem Nachdenken, „der Kepler hat Recht, das ist so gewiß als Amen. Wenn man schwört, soll man keinen Doppelsinn in sein Wort legen, sondern nur das beschwören, was der andere Theil auch für unsere Meinung hält."

„Und den Räubern hätten die Mönche erst recht mit gutem Beispiel vorangehen müssen, denn sie waren christliche Geistliche und es steht in der Bibel: ‚Eure Rede sei: Ja! ja! nein! nein! was

darüber, ist vom Uebel,' und heißt denn das nicht, ein Christ muß so wahrheitliebend sein, daß man seiner Rede ohne Schwur glaubt, weil er ein Christ ist; und nun gar ein Geistlicher!" sagte Kepler.

„Dafür waren es aber auch Mönche," meinte Bernecker, „ein protestantischer Prediger würde so etwas nicht thun, das glaube ich sicherlich."

„Wer weiß?" entgegnete Besold mit nachdenkendem Gesichte. „Ich bin in Stuttgart geboren, und — na ich kann Euch sagen, daß dort ein Prediger betrunken auf die Kanzel kam, und trinken ist auch gegen Gottes Gebot, das heißt sich betrinken," setzte er hinzu.

Gern mochte Kepler in seinen Freistunden bei Tageslicht oder auch im Mondenscheine einsam durch die schöne Kirche wandeln, und oft lehnte er sein lockiges Haupt an den steinernen Kreuzstamm im großen Mittelschiffe. Als er es zum erstenmal that, durchzuckte ein eisiger Schreck seine jungen Glieder; von der künstlichen Nachahmung getäuscht, hatte er den aus Stein gehauenen Stamm für wirkliches Holz gehalten.

Hier stand er oft, bewegt von mannigfachen Gedanken, die für den sich mehr und mehr geistig und

körperlich entwickelnden Knaben etwas peinliches hatten.

Der tägliche Unterricht in den Glaubenslehren des Christenthums, mit ebenso finsterem Ernste betrieben, als aller übrige Unterricht, begann sein Herz und seine lebhafte Phantasie mit ängstigenden Bildern zu füllen.

Der Knabe Johannes hatte, ehe er in die Klosterschule trat, dem eigentlichen Jammer seines Zeitalters, der religiösen Verfolgungs- und Verketzerungssucht, sehr ferne gestanden.

Seine Eltern und Reinbold waren Menschen, die sich um Glaubensangelegenheiten nur wenig kümmerten, hatten doch sein lutherischer Vater und Reinbold ohne Gewissensbisse unter den Fahnen des Herzogs von Alba gegen die niederländischen Protestanten gedient!

Und seine eigentlichen Erzieher, Apollonia und Magister Beilmann, waren Herzen voll Liebe, die nichts haßten und niemanden verdammten, die zu Gott aus aufrichtigem Herzen beteten und den Knaben gelehrt hatten, Ihn als den Geist der Liebe, der Ordnung, der Gesetzmäßigkeit in der Natur zu suchen und zu finden.

Hier, bei dem Unterricht orthodoxer Theologen, trat ein neues Motiv in seine religiösen Gefühle

und Gedanken: der Mittlertod des Erlösers! War es doch, hörte der Knabe die Männer sprechen, die jetzt seine Lehrer waren, als ob nicht die aufrichtige Liebe zu Gott und das Streben seine Gebote zu halten, das Wesentliche der Religion sei, sondern der absolute Glauben an gewisse Erklärungen der Worte Jesu, die ihm, dem armen einfachen Kinde, ganz unverständlich, ja und im Grunde genommen, äußerst unwesentlich erschienen.

Es waren noch nicht viele Jahre verflossen, seit hier in diesen Mauern ein religiöses Gespräch abgehalten worden in Gegenwart mehrerer Fürsten und Herren, unter denen auch der Herzog Christoph gewesen.

Herr Lukas Osiander, damals noch Abt in Blaubeuern, war auch dabei betheiligt gewesen, und Herr Jakob Andrä, der Rektor zu Tübingen, der in jedem Halbjahr einmal die Klosterschule zu inspiziren kam.

Die Steine, die alten schwarzen Steine der Kirche hatten die gewichtigen Worte gehört, die damals erklungen.

Johannes sah sie nicht an ohne eine gewisse ehrerbietige Scheu. Sie hatten schon existirt, als vor 1600 Jahren der Weltheiland als ein armes Kind im fernen Judäa zur Welt gekommen, es hatten die

Felsen, aus deren Schooß sie gebrochen, schon damals ihre mächtigen Häupter zum Himmel erhoben, es hatten die Quellen gerauscht, und der Mond, der liebe, liebe Mond hatte in die Krippe geschienen, wo in Bethlehem das Christuskind seinen ersten Schlaf schlief. — O wenn Felsen und Quellen, wenn Mond und Sterne, die dem Knaben so viel, so deutlich von Gott erzählten, ihm auch hätten sagen können, wie der Erlöser seine sanften, friedlichen, das Herz erquickenden Worte gemeint, auf die sich die Gelehrten der Gegenwart alle beriefen, wenn sie mit einander haderten und sich gegenseitig zu Folter und Scheiterhaufen verdammten.

Jedesmal, wenn der Knabe aus dem Munde eines seiner Lehrer ein Verdammungswort über einen anders Glaubenden hörte, zuckte sein Herz in Schmerz, ja in banger dumpfer Furcht zusammen; denn wie er seine Seele auch abmühte, er konnte den strengen Buchstabenglauben, den alle die, welche ihn unterwiesen, besonders aber der Magister Osiander, an den Kepler's jugendlich poetisches Herz sich in Liebe angeschlossen, ihm beizubringen sich bestrebten, nicht in sich erwecken.

Magister Osiander, eine hohe Greisengestalt, mit dem tiefen dunklen Auge des Schwärmers, hatte

auch bereits den Knaben Johannes unter der Menge seiner Schüler als einen besonders Begabten herausgefunden und behandelte ihn mit fast väterlicher Freundlichkeit.

Je mehr aber der würdige Lehrer ihn mit Güte überhäufte, desto mehr fühlte Johannes sich gedrückt; denn es kam ihm vor, als ob er den ihm vertrauenden Gönner betröge und belöge, weil er den Zustand seiner Seele ihm nicht offen darlegen konnte.

Seine beiden Freunde, mit denen er sich besprach, gaben ihm ihre Ansicht in ihrer eigenthümlichen Weise zu erkennen.

„Du machst Dir ganz unnützen Kummer, Johannes," sagte Besold, „es ist ja doch nur ein vorübergehender Zustand, in dem Du Dich befindest, bist Du doch noch so jung, wie ist es da möglich, daß Du alles fassen und begreifen kannst, womit die alten Theologen sich wer weiß wie viel Jahre herumgebalgt haben. Sei vernünftig, sag' Ja und Amen! wo man's von Dir verlangt, und laß die Zeit herankommen, die wird ihr Amt thun und Dir die Dinge klar machen, die Du heute noch nicht verstehst."

Bernecker dagegen meinte: „Da es sich hier um Glauben handelt, so brauchst Du Dich gar nicht abzuquälen mit dem Verständniß. Glauben ist ja eben

nichts anderes, als für wahr halten, ohne eigenes Grübeln und Prüfen, aus Achtung und voller Ueberzeugung von der Wahrhaftigkeit der Autorität, die uns belehrt. Würdest Du Deinem Vater nicht glauben, auch wenn er Dir etwas erzählte, das Du nicht fassen kannst? und das Wort Gottes in der Bibel muß es uns nicht noch heiliger und noch unantastbarer sein, als das Wort des irdischen Vaters?"

Diese Worte des Freundes waren nicht geeignet, das Herz Kepler's zu beruhigen, sie machten ihm im Gegentheil recht bittere Schmerzen. Ach er kannte nicht jenes tiefe Vertrauen eines Kindes zum Vaterworte, hatte er doch früh schon Lügen aus dem Vatermunde gehört.

Es ist nur zu gewiß, daß die Kraft zu glauben ohne eigene Prüfung, zu glauben aus Vertrauen gegen eine geheiligte Autorität, in der Kindheit und zwar von den Eltern gepflegt werden muß. Aus dem Munde des Vaters, der Mutter allein kann das Kind diejenigen Religionslehren, welche dem Verstande unfaßbar sind, als keimfähiges Samenkorn empfangen. Aber der Mund des Vaters, der Mutter muß dann auch ein reines, stets der Wahrheit geheiligtes Gefäß sein.

Der arme Knabe Kepler hatte nicht glauben

gelernt, er gehörte zu jenen Naturen, die alles prüfen müssen, um das Beste zu behalten.

Je mehr er in das Alter des Nachdenkens kam, desto ängstlicher ward ihm zu Muthe, wenn er dem Donnerworte des Magisters Osiander lauschte, der das zeitliche Glück und die ewige Seligkeit jedes Menschen durchaus nur an den Glauben knüpfte.

Nicht daß er die Strafen Gottes gefürchtet hätte; die Vorstellung, die jeder einzelne Mensch sich vom Wesen Gottes macht, ist durchaus und kann nur sein das unendlich vergrößerte und aufs reinste verklärte Spiegelbild seiner eigenen besten und erhabensten Eigenschaften, und so wird ein liebevolles Gemüth schwerlich an einen zürnenden Gott glauben.

Auch Kepler konnte dieß nicht, aber er war unzufrieden mit sich selbst, und suchte den Grund, warum er an dem, was ihm zu glauben befohlen war, zweifelte, nicht in der Mangelhaftigkeit der Lehre, sondern in irgendeinem Fehler seines Erkenntnißvermögens, der sich hartnäckig vor ihm versteckte, wo nicht gar in einer Verkehrtheit seines Herzens.

In allen Wissenschaften machte übrigens der Knabe, dessen seltene geistige Begabung jetzt erst recht zu Tage trat, staunenswerthe Fortschritte, die meisten aber in der Mathematik. Hier, wo ihm nichts

zu glauben, selbst nichts mit dem bloßen Gedächtniß zu erfassen gegeben ward, wo von Schritt zu Schritt sein mächtiger Verstand sich emporarbeiten mußte, war er ganz eigentlich in seinem Elemente.

Mit seinem Euklid in der Hand, suchte er in den Freistunden gern die einsamsten Orte und lag Sommers oft unter einer fernern Linde, wohin das Gesumme der plaudernden und spielenden Gefährten nicht dringen konnte.

Im Winter durchstrich er die Hallen der schönen Kirche, betrachtete sich die Bilder und Statuen, die schöne Schnitzarbeit, die ihn in das Haus des lieben Ohms Guldenmann und in seine erste glückliche Kindheit zurückführte, und betete, in tiefe Andacht versunken, vor dem schönen Steinkruzifix.

Ueberhaupt hatten die Klostergebäude mit ihren Kreuzgängen, ihren Korridors, in denen jeder Schritt am entgegengesetzten Ende ein schlafendes Echo weckte, mit ihren vielen Inschriften in schlechtem Latein und ihren zumtheil gar nicht klösterlichen Abbildungen einen seltsamen märchenhaften Reiz für den phantasiereichen Knaben, und so durchstrich er denn besonders im Winter, wenn der Aufenthalt im Freien unmöglich ward, jeden Winkel derselben.

Vom Dorment stieg er gern durch das große

Fenster auf das Dach; hier war auch im schlimmsten Wetter ein windstilles Plätzchen, geschützt durch die hohen Seiten der verschiedenen Dächer der Gebäude. Dort stand er denn, schaute so weit als möglich in die Gegend, freute sich des Himmelsgewölbes, der ziehenden Wolken, jedes einzelnen Sonnenstrahles, der, unerwartet hervorbrechend, seinen Scheitel küßte, und dachte oder träumte, je nach der Stimmung des Augenblickes.

Von unten heraufsehend, suchte er dann wieder die Stelle, wo er oben gestanden hatte, und wunderte sich über die zusammenhängende Reihe von Dächern, die eine Stadt für sich, hoch oben den ziehenden Wolken so nahe, zu bilden schienen.

Es konte nicht schwer sein, da einen ordentlichen Spaziergang von einem Dache zum andern zu machen, und wie viel Neues mochte dabei zu finden sein!

Johannes nahm sich fest vor, den ersten freien Tag zu einer solchen luftigen Reise zu benutzen, und als am nächsten Sonntage alle gottesdienstlichen Feierlichkeiten beendet, ging er mit Bernecker hinauf in das Dorment, die Knaben schürzten ihre langen schwarzen Röcke und begannen ihre luftige Promenade. Sie war weder besonders schwer, noch gefahrvoll.

Mit Erstaunen betrachteten die beiden Kletterer

jede neue Entdeckung, die sie zu machen Gelegenheit fanden.

Hier den mächtigen geflügelten Drachen, der die Endverzierung einer bleiernen Dachrinne bildete, dort ein glänzend vergoldetes Kreuz, das hier oben sie weit überragend, von unten gesehen, kaum die Höhe der Nadeln zu haben schien, mit denen die Bauernmädchen sich das Haar aufnesteln; dann wieder die Nester der Dohlen, die manchmal wie eine leichte schwarze Wolke um den Eselsthurm schwebten, Wetterfahnen von mancherlei Gestalt und viele andere Gegenstände. — An der Seite des einen Daches war ein Fenster kleiner als das, aus dem sie gestiegen, und natürlich fühlten sie sich veranlaßt, vermittelst desselben, das sich leicht öffnen ließ, das Zimmer zu besuchen, zu dem es gehörte.

Es war ein nicht eben sehr großes ausgemauertes Gemach. Alte verstaubte Schränke standen an einer Wand, in denen sich mancherlei Bücher befanden.

In einem andern Schranke stand ein Himmelsglobus. Ein kleiner eiserner Ofen stand mitten auf der Diele, dessen Zugrohr in den ungeheuern Kachelofen des Zimmers führte. Tiegel und Pfannen mit langen Schnäbeln, nach allen Richtungen hin gekrümmt, große Gläser, mit verstäubten unkenntlichen

Dingen theilweise gefüllt, standen auf mehreren Tischen umher. Eine große Bibel im Pergamentband in lateinischer Sprache und mit seltsamen Lettern gedruckt, lag in einer Ecke am Boden, und nicht weit davon befanden sich an der weißlichen Kalkwand und auf den Dielen große rothbraune Flecke.

„Hier ist's schauerlich," sagte Bernecker, „schau, Johannes, sieht's nicht aus, als ob hier Blut geflossen sei? Wer weiß, wen die gottlosen Mönche hier eingeschlossen und abgeschlachtet haben mögen."

„Warum denkst Du nur so etwas Böses?" entgegnete Kepler, „es ist eher wahrscheinlich, daß hier das alchemistische Laboratorium eines der gelehrten Aebte gewesen, und daß die Flecke auf Wand und Diele von nichts als irgendeinem verdorbenen Präparate herrühren. Ich wollte, ich könnte alle diese Bücher lesen, und mir die Weisheit des Mannes aneignen, der hier gearbeitet und wohl manche Nacht durchwacht haben mag."

„Ja," sagte Bernecker, „Du kannst schon Recht haben. Gold machen können möchte ich auch, es muß keine so üble Sache sein, soviel blankes Gold aus seinem Tiegel zu ziehen, als man nur irgend braucht, um sich alle Herrlichkeiten der Welt zu kaufen. Fort dann mit dem langen schwarzen Alumnenrock, wir

zögen goldgestickte Sammtkleider an und Westen von Drap d'Argent und setzten einen Federhut aufs linke Ohr und zögen an den Hof der Königin Elisabeth als vornehme Kavaliere, oder auch nach Frankreich zu Herrn Heinrich und nach Prag zu unserm großmächtigen Kaiser Rudolph."

„Das möchte mir wohl wenig Freude machen," meinte Kepler. „Um mit Kaisern und Königen zu leben, dazu muß man dreister und geschickter sein als ich es bin. Es verlangt mich gar nicht nach solchen Dingen."

„Was aber würdest Du denn thun, wenn Du Gold machen könntest?" fragte Bernecker.

„Nun — ei nun — ich würde mir ein Haus bauen auf einem Berge, wo ich weit ins Land sehen könnte, da würde ich alle zu mir nehmen, die ich liebe, meine Muhme Loni, meine Schwester Gretchen, Dich und Besold, auch den werthen Herrn Osiander und meinen vielgeliebten Lehrer Beilmann und auch meine Eltern natürlich. Große Gärten müßten an dem Hause sein, die sich bergauf und bergab zögen und lustige Flüßchen müßten hindurch rieseln. Da hätten wir Bienen, Hühnchen, Schafe, und alle Vögel unter dem Himmel würden in dem Garten gefüttert, und dicht daran wäre ein grüner Wald mit Rehen

und Hirschen, alle so zahm, daß sie Dir aus der Hand das Futter nähmen. Dann würden wir studiren und wieder mit einander plaudern und Blumen ziehen und die Vögel füttern, ja, und wenn ein Armer käme, der würde gleich gekleidet und gespeist, und bekäme soviel, daß er ein Geschäft beginnen könnte, sich zu ernähren, und wäre er alt und hilflos, so gäb' ich ihm noch weit mehr, damit er ohne Kummer leben könnte."

„Ja! das müßte schön sein," meinte Bernecker, „wer nur Gold machen könnte! Ob's wohl Einer kann, Johannes, was meinst Du? ob man's je wird lernen können?"

„Ich weiß nicht," entgegnete Kepler, „ich meine aber, daß Gott die Menschen alle Geheimnisse finden und alle Kräfte der Natur ergründen läßt, die für den Augenblick für das ganze Menschengeschlecht nothwendig sind, damit es mehr und mehr vorschreite. — Fand nicht Christoph Colon Amerika, als er einen näheren Weg nach Indien suchte, woher man das Gold und die Edelsteine und die feinen Gewürze holt? Fand nicht Berthold Schwarz das Schießpulver, als die Ritterlichkeit verschwand? Und fand Johann Gensfleisch, den sie Guttenberg nennen, nicht die Buchdruckerkunst, gerade da der Nachfrage nach Weisheit und Wissenschaft soviel wurde, daß es nicht

mehr möglich gewesen wäre, die Bücher bloß abzuschreiben? Ob Einer jetzt Gold zu machen versteht? weiß ich freilich nicht, man sagt es von diesem und jenem Weisen, der verstorben ist. Magister Beilmann meint, dem menschlichen Geist sei nichts unerreichbar, wenn er fleißig den Kräften der Natur nachforscht, aber nicht durch Sprüche und Beschwörungen sei etwas zu erlangen, sondern daß man den Zusammenhang von Ursache und Wirkung suchte und fände, und die Bestandtheile kennenlernte, die jedes Ding bilden. — Aber, Heinrich, schau, die Sonne neigt sich schon hinter das Kirchendach. In einer halben Stunde wird das Abendgebet gehalten, wir müssen zurückeilen, wenn wir nicht in Strafe fallen sollen."

Mit der Leichtigkeit und Gewandtheit ihres Alters schlüpften die beiden Abenteurer zurück auf das Dach und kamen in das Dormitorium gerade, als der erste Glockenton zum Gebete rief.

„Ich weiß, wo Ihr gewesen seid," flüsterte Besold leise in Bernecker's Ohr, als sie neben einander in der Kirche knieten.

„Ich weiß es selber nicht," entgegnete dieser in demselben Tone.

„In dem Zimmer, aus dem einst der Teufel den Zauberer Faust geholt hat. Der hat dort lange

gewohnt und sein Wesen getrieben und sein Blut klebt noch an Wand und Diele."

„Was, der Faust?" sagte Bernecker erschrokken und so laut, daß das Wort fast den Klang der Orgel übertönte.

„Still!" flüsterte Besold, „komm mit dem Johannes nach dem Gebet in die Zelle, wo die große Steinschale steht, da will ich Euch erzählen, was ich davon weiß."

Als die übrigen Schüler und die Lehrer die Kirche verließen, schlichen die drei Freunde nach dem von Besold bezeichneten Platz, einer schönen, ziemlich breiten eingesprengten Halle in einem der zum Viridarium führenden Gänge.

„Also habt Ihr den Weg auch gefunden, Ihr Beiden?" sagte hier Besold lachend, „ich habe immer gemeint, solche verbotenen Dinge kämen Euch niemals in die vernünftigen Köpfe. Hat's Euch tüchtig gegraut in der Stube des alten Hexenmeisters?"

„Woher weißt Du denn, daß hier der berühmte Gelehrte gewohnt hat, den man Faust nennt?" fragte Kepler.

„Woher ich das weiß? Der kleinste Bube weiß das hier in der Klosterschule; der Pedel erzählt es, die Waschmägde plaudern davon am Brunnen,

Osiander zuckt die Achsel, wenn einmal die Rede darauf kommt, und die Lehrer sehen sich mit wunderlichen Gesichtern an. Dort in dem Zimmer, dessen Thür schon wer weiß wie lange zugemauert ist, hat Faust gewohnt und von dort hat ihn der Teufel geholt. Das mag ein schöner Aufruhr gewesen sein unter den Mönchen, als der Schwefelgestank sich so durchs ganze Kloster verbreitet und jeder nun wußte, wer eben dort oben bei dem gelehrten Gast gewesen."

„Es ist seltsam," sagte Kepler, „daß der Teufel jetzt wohl niemandem mehr sichtbar erscheint, ich denke, der würdige Doktor Martin Luther ist der letzte gewesen, der ihn mit Augen gesehen."

„Hättest Du etwa Lust, seine persönliche Bekanntschaft zu machen?" fragte Besold lachend, während Bernecker eifrig hinzusetzte: „Ei, wer weiß, ob nicht so mancher den Teufel gesehen hat, sagt man doch, man darf nur in der Mitternacht mit weltlichen Gedanken in einen Spiegel blicken und der Teufel schaut einem daraus entgegen."

„Wie gefällt Euch aber das Zimmer und was habt Ihr darin gesprochen?" fragte Besold.

„Nun schön ist eben nicht darin," entgegnete Bernecker, „und gesprochen haben wir von der Ge-

lehrsamkeit dessen, der darin gewohnt hat, und vom Goldmachen."

„Na, da seid Ihr glücklich, denn daß Ihr's wißt, man sagt, jeder, der zuerst in die Stube tritt, ohne von ihr vorher etwas gewußt zu haben, erhält dasjenige, wovon er darin gesprochen. Soviel ist sicher, daß zwei oder drei, die auch dahin geklettert waren und sich gräulich wegen der Strafe ängstigten, die sie bekommen würden, weil sie eine Betstunde versäumt, gründlich mit Ruthen gestrichen sind. 's ist eigentlich eine Sünde und Schande, daß Jünglinge, die nun bald Studenten werden sollen, hier noch wie die Wickelkinder gezüchtigt werden."

„Man kann die Strafe ja vermeiden, wenn man die Fehler meidet," meinte Kepler.

„Ei ja doch! wie klug Du bist! Weil der Magister Osiander Dir, seinem Verzug- und Lieblinge, jede Querfrage, jede unstatthafte Nebenbemerkung als etwas Kluges und Schönes hingehen läßt, hältst Du Dich für den allein Reinen, und einzig Weisen; man kann die Strafe nicht immer so vermeiden," sagte Besold eifrig. „Es ist hier eine abscheuliche Disziplin und schon diese langen Röcke sind mir hinderlich und unangenehm, dieß langsame gesetzte Gehen, das Schweigen bei Tisch — alles miteinander. Gott lobe mir

die alten Mönche, die waren bessere Kameraden!" Er schlug bei diesen Worten auf den Fuß der mächtigen, aus einem Block gemeißelten Schale, und sagte: „Das war ihr Weinkühler, und groß genug ist er, um so viel Flaschen guten Eilfingers in sich aufzunehmen, als für den Durst eines ganzen Refektoriums hinreicht. — Lustige Kumpane waren es, die leben mochten und leben ließen. Ich gehe niemals durch die Vorhalle zur Kirche, ohne an das Gewölbe zu blicken, wo die Gans am Bratspieß mit der Guirlande von Würsten zu sehen ist, und dazu die schöne Fuge mit dem Text: A. V. K. L. W. H. das heißt: ‚Alles voll, keines leer, Wein her.' Das Heil des neuen Glaubens, daß wir den Wein beim heiligen Abendmahl genießen dürfen, entschädigt am Ende nur schlecht für den täglichen Durst."

„Spotte nicht," sagte Kepler mit Ernst, „heilige Dinge soll man nie durch einen Scherz profaniren."

„Ich spotte nicht," antwortete Besold, „obgleich ich scherze; glaub' mir, Johannes, ich muß bisweilen zu einem Scherze meine Zuflucht nehmen, wenn ich mich in diesen finstern Mauern nicht recht unglücklich fühlen soll. Ich will Euch etwas vertrauen,

Euch beiden, die ich als brav und ehrlich kenne — wißt: ich kann nicht Gottesgelahrtheit studiren“ —

Kepler betrachtete den Freund mit unverholenem Erstaunen. Sein Gesicht, sonst so heiter und lebensfrisch, war bleich geworden, die Augen lagen tief in ihren Höhlen, und die Lippen, die eben noch gescherzt hatten, zitterten vor Aufregung.

„Was hast Du, armer Junge?“ fragte nun auch der gutmüthige Bernecker voller Theilnahme, und Johannes schlang, ohne Worte, liebreich den Arm um des Gefährten Nacken.

„Ich bin eben unglücklich,“ entgegnete dieser, „und doch kommt mir's wie eine Sünde vor zu klagen, während ich im Besitz von zwei wackeren Freunden bin. Hört, was mir geschehen; ich war auch vom Dormitorium über die Dächer gestiegen und hatte das Faustzimmer erreicht. Es war an einem glühend heißen Tage des verwichenen Sommers. In der alten Halle dort ist's still und kühl, die Dinge, die ich vorfand, interessirten mich, ich fing an die Schränke zu durchstöbern und fand ein Pack Schriften von einer hübschen Hand. Sie waren mit einem schwarzen Bande umwunden und schon die ersten Worte, die ich las, fielen mir auf. Ich dachte, daß niemand hier etwas sobald vermissen würde und

daß ich meinen Fund wiederbringen wollte, sobald ich ihn durchgelesen, steckte also die Rolle zu mir und machte meinen Weg zurück. Als ich das Packet in meiner Zelle auseinander band, stand am untersten Ende desselben mit deutlicher Schrift der Name: ‚Johann Fickler aus der Stadt Weil.‘

„Das ist mein Vetter, der Apostat,“ rief Kepler mit sichtbarem Erschrecken.

„Schilt ihn nicht,“ entgegnete Besold, „denn in alle Wege war der Schreiber, wer er auch gewesen sei, ein denkender und strebender Mensch. Was ich in jenen Blättern las, hat mein Herz in seinen Tiefen ergriffen, hat mein ganzes Leben untergraben. Ich kann nicht Theolog werden, eher stürze ich mich von dem Fenster des Faustzimmers hinab, oder springe in der Heimat in Blaubeuern in den unergründlichen Kessel, aus dem das Wasser der Blau heraufsprudelt. Es fehlt mir die erste wesentlichste Nothwendigkeit zu einem Geistlichen, der Glaube an die Wahrheit, ja und an die Wichtigkeit der Fragen, um die unsere Theologen sich so wüthend und ohne Nachsicht zanken.“

Die beiden Freunde des Sprechers schwiegen betroffen still.

„Hört, was jene Schrift enthält," sagte nach einigen Augenblicken Besold.

Kepler aber legte ihm mit Ernst die Hand auf den Mund. „Nein! nein!" sagte er dann eifrig, „wenn jene Schrift Deine Ueberzeugungen wankend gemacht, wenn sie Deine Vorsätze erschüttert hat, so theile uns ihren Inhalt nicht mit. Ich für meinen Theil wäre der unglücklichste aller Menschen, wenn es mir aufhörte, der Zweck und der Stolz und die Freude meines Daseins zu sein, daß ich den Herrn suche. Freilich gestehe ich in Demuth, daß ich bis jetzt wohl noch nicht so ganz auf der rechten Spur bin; mein widerspenstig Herz kann den Glauben nicht finden: aber ich beuge mich in Demuth vor der Weisheit des Herrn, dessen Allmacht Himmel und Erde schuf, und ich liebe mit gerührtem dankbarem Herzen den sanften Erlöser, der sein heiliges Blut am Kreuze vergoß. Ich liebe die Menschen, meine Brüder, und hoffe Gott mit jedem Tage mehr zu erkennen. Nicht was mir Zweifel erregt, sondern was meine Zweifel löst, wäre mir nothwendig zu hören, und darum, Christoph, behalte für Dich, was Du in jener Schrift gefunden, ich bin schon seit längerer Zeit der Meinung, daß nicht Menschenwort, sondern Gotteswort allein den nach Weisheit streben-

den auf die rechte Bahn führen kann, und Gotteswort ist zu finden in der heiligen Natur und in der heiligen Schrift!"

„Du hast Recht, Kepler," entgegnete der Freund, indem er sich von seinem Sitze erhob. „Kommt! die Nacht ist vorgerückt, der Mond steht hoch am Himmel, wir müssen eilen, um in unsern Zellen zu sein, bevor der Inspizient sie besucht. Nicht lange mehr werden wir ja in diesen Mauern weilen, dann geht's nach Tübingen oder Stuttgart, ich werde die Rechtsgelehrsamkeit studiren; freilich bin ich dann nicht ein Mann, vor dem die Fürsten dieser Welt als vor einem Boten Gottes sich beugen, aber ich darf nicht heucheln und lügen und dagegen allein sträubt sich meine Natur."

Neuntes Kapitel.

Die Zeit war nun verflossen, welche die drei Jünglinge in Maulbronn zubringen mußten. Sie hatten etwas Rechtes gelernt und die vortrefflichsten Zeugnisse erhalten. Als Johannes Kepler das seinige vom Magister Osiander zu holen kam, empfing der

Greis ihn zwar freundlich, aber mit einiger Zurückhaltung.

„Setze Er sich nieder, Kepler," sagte er, das Zeugniß auf einen Tisch neben sich legend, „ich habe ein Wort mit Ihm zu reden, und es würde mir lieb sein, wenn Er es als ein Vaterwort annähme."

Der Jüngling setzte sich und seine sanften braunen Augen ruhten auf der stattlichen Gestalt seines Lehrers; doch schwieg er und wartete bescheiden auf das Wort Osiander's.

„Er ist von Gott dem Herrn mit guten Anlagen gesegnet, Keplerus, mein Sohn," begann der Magister, „es ist eine Freude, Ihn in den weltlichen Wissenschaften zu unterrichten, und es kann Ihm nicht fehlen, wenn er im Fleiß, im sittlichen und manierlichen Betragen so fortfährt wie er begonnen. Eines nur habe ich an ihm auszusetzen, das Eine aber ist ein Großes. — Er will ein Lehrer der Gottesgelahrtheit werden, ein Prediger des göttlichen Wortes, ein Verbreiter der heiligen gereinigten Lehre, aber Er ist zu stolz, um solcher Gnade würdig zu sein, das glaube Er mir."

Die in der Regel bleiche Wange des Jünglings färbte sich mit dem Rothe der Beschämung und Ueberraschung.

„Stolz! ich stolz?“ fragte er erschrocken.

„Sieht Er! schon Seine Frage ist ein Beweis, daß ich Recht habe,“ entgegnete der Greis. „Er hat Sein Herz noch nicht einmal geprüfet, ob es dem Laster des Stolzes offen stehe. Stolz ist es, nichts als leidiger Stolz, was Ihn immer dazu bringt, Lehren, welche Ihm gegeben werden, anstatt sie demüthig als göttliche Wahrheiten hinzunehmen, vor das Gericht Seines kleinen Menschenverstandes zu ziehen und bei jeder heiligen Lehre des Christenthumes zu fragen: wie ist das möglich! warum war das nothwendig? Bei Gott dem Herrn ist kein Ding unmöglich, das muß Er wissen, und wenn die ewige Weisheit beschlossen hatte, die Welt zu schaffen, die Sünder zu erlösen und durch das Blut ihres einigen Sohnes selig zu machen, so war das möglich nach Gottes Allmacht und nothwendig nach Gottes Barmherzigkeit. Er dauert mich, Keplerus, ich sag' Ihm das aufrichtig, Sein Herz ist gut, davon hab' ich hundert Proben, Sein Verstand ist es auch, aber die Demuth! die Demuth! diese, welche der Anfang und das Ende aller christlichen Tugenden ist, die fehlt Ihm leider.“

Der Jüngling sah mit trübem Blicke zu Boden. Magister Osiander hatte das Räthsel gelöst, und ihm klar gemacht, welche Herzenshärtigkeit und Verstandes-

verkehrtheit ihn bisher von der Seligkeit des Glaubens zurückgehalten. Die Demuth fehlte ihm! Große Thränen drängten sich in seine Augen und hingen in zwei krystallklaren Tropfen an den weichen Lidern, als er den Blick emporschlug zu seinem alten Lehrer und mit trauriger Stimme sagte:

„Ich fürchte wohl, daß dem so ist, wie Ew. Hochwürden sagen, und daß mir Aermsten die christliche Demuth fehlt. Aber ach! wie soll ich's machen, um dieses höchsten Schatzes theilhaftig zu werden?"

„Bete Er fleißig, mein Sohn," entgegnete der gutherzige Mann. „Alle guten Gaben kommen von oben, und wer bittet, dem wird gegeben."

Der Jüngling nahm sich zusammen. „Dieß ist ein Wendepunkt in meinem Leben," dachte er, „und wenn ich die Gelegenheit benutze, die mir jetzt von Gott durch den Mund meines Lehrers geboten wird, so komme ich vielleicht mit mir selbst ins Reine.

„Ew. Hochwürden sind gegen mich armen Burschen von der Güte eines Vaters gewesen," sagte er mit bittender Geberde, „würden Sie mir jetzt gestatten, daß ich Denenselben die Fragen vorlege, die meine Seele bedrücken? Es ist vielleicht möglich, daß meine ewige Seligkeit an dem Gespräche dieser Stunde hängt."

„Rede Er, mein lieber Sohn," entgegnete Osiander.

„Nun wohl, Herr Magister, so bitte ich Sie flehentlich, mir zu sagen, wie ich es machen soll, um zu dem echten und wahren Glauben zu gelangen?"

„Der Glaube ist eben eine Gnade des Herrn, sie wird nur denen zutheil, die der Allgütige sich auserkoren hat, flehe er Ihn an unablässig bei Tag und Nacht, so wird Er, Der die Liebe selbst ist, sich endlich erbitten lassen."

„Ich habe gebetet, heiß, innig, bei Tag und Nacht," entgegnete Johannes mit Wärme. „Ich habe auf meinen Knieen gelegen und mit emporgerungenen Händen gefleht um die Gnade des Glaubens, es ist immer dasselbe in mir geblieben. O werther Herr Magister! mein väterlicher Freund und Lehrer! Wie ich auch ringen mochte, die Kraft, meine eigene Erkenntniß ganz gefangen zu nehmen und unbedingt und blindlings zu glauben, was ein anderer Mensch, schwach und irrend wie ich, mir als die einzig richtige Auslegung der Lehre des Heilandes sagt, kann ich in mir nicht finden. Es ist gewiß Stolz, Ew. Hochwürden! ganz gewiß, daß ich immer und immer mit dem Lichte meiner eigenen Vernunft in die Tiefen der Offenbarung leuchten will, daß ich immer und mit einer Hartnäckigkeit, über die ich oft selbst erschrecke, dahin strebe, die Wunder, die der Herr zur

Erlösung des Menschengeschlechtes that, den uns bekannten, sich täglich wiederholenden Naturgesetzen unterzuordnen und durch dieselben zu erklären."

„Spreche Er nicht so gotteslästerlich, unglücklicher Jüngling," entgegnete der Magister mit feierlichem Ernst. „Wunder geschahen und geschehen noch und werden zu allen Zeiten geschehen, denn Wunder sind eben die sichtbaren Manifestationen der göttlichen Allmacht. — Naturgesetze! Was will Er mit seinen Naturgesetzen, junger Thor? Kann ein König nicht die Gesetze auflösen, die er selbst gegeben?"

„Aber wenn die Auflösung eines menschlichen Gesetzes nothwendig wird, so ist das eben der Beweis, daß es ein menschliches, das heißt ein mangelhaftes, nicht für alle Fälle ausreichendes war; die Gesetze der ewigen Weisheit, Liebe und Allmacht können keiner Ausnahmsfälle bedürftig sein, eben weil sie vollkommen sind."

„Die Ausnahmsfälle werden auch nur nothwendig durch die menschliche, nicht durch Gottes und seiner Gesetze Unvollkommenheit," entgegnete Osiander. „Er raisonnirt nicht ohne Geist, junger Knabe, aber Er muß es aufgeben zu raisonniren der göttlichen Offenbarung gegenüber; das ist eben das Wesen der Demuth, die ich, Sein alter Lehrer, von Ihm fordere.

Nehme Er ohne Grübelei hin, was Ihm als göttliche Wahrheit geboten wird, bewahre Er es in reinem und guten Herzen und lebe Er danach, so wird Er gut fahren."

Kepler schwieg, doch zuckte es noch um seine Lippen und Magister Osiander, der ihn fest angeblickt hatte, sagte liebevoll: „Er ist noch nicht fertig mit Seinen Einwürfen, ich sehe Ihm das an, spreche Er aus, was Ihm das Herz drückt; wo es sich um die Seligkeit eines Menschen handelt, soll man Nachsicht üben."

„Wohlan!" entgegnete der Jüngling, „ich will Ew. Hochwürden antworten, aufrichtig, so aufrichtig, als sähe Ihr Auge bis in den Grund meines Herzens. — Von dem, was als Christenthum in deutschen Landen gelehrt wird, gibt es fast so viele Abweichungen, als es gelehrte Lehrer der Theologie gibt, und jeder derselben schwört, daß seine Auslegung die allein richtige und der einzige Weg zum Heile sei. Oft streiten sie nur um ein Wort, um einen Buchstaben, sie streiten aber mit tiefster Erbitterung und verdammen die anders Glaubenden zu Folter und Feuer; muß ich da nicht meine eigene Vernunft, mein eigenes Nachdenken gebrauchen, um unter den hundert verschiedenen und doch einzig

wahren Wegen zum Christenthume denjenigen herauszufinden, der mir der richtige zu sein scheint?"

Das Gesicht Osiander's hatte sich bei diesen Worten des Jünglings merklich verfinstert. „Kommt Er mir da heraus, Patron?" sagte er strenge, „Er wagt es, Er unreifer Knabe, die Autorität und Weisheit Seiner Lehrer in Zweifel zu ziehen? O Er Vocativus, Er unnützer Bursche, Er vorlauter Junge! Haben wir hier in diesen selbigen Klosterhallen nicht ein Gespräch gehabt zur Einigung der getrennten Ansichten? Hatten nicht die weisesten Theologen unseres Landes die Glaubensform aufgesetzt, bei der sich alle in Frieden einigen sollen, und die deßhalb die Konkordienformel heißt? Hebe Er sich weg von mir, Er wenig Gutes versprechendes Subjekt und mache Er Sein Herz demüthig, damit Er der Gnade Gottes theilhaftig werden könne."

Der alte stattliche Mann erhob sich von seinem Sitze, und auch Kepler stand von dem seinen mit bebendem Herzen und leise zitternden Knieen auf.

Des Jünglings Geist, obgleich erfüllt und gleichsam überhaucht von der wahrhaftesten Bescheidenheit, war doch zu scharfsichtig, um es zu übersehen, daß der wackere Magister jeden andern Zweifel eher ertragen konnte, als den an seiner eigenen Unfehlbarkeit.

„Gehe Er, gehe Er mit Gott, und nehme Er hier Sein Zeugniß, Johannes Keplerus Leomontanus," setzte der Greis beruhigt und mit gütigerem Tone hinzu. „Sein geistiger Hochmuth ist der einzige Fehler, dessen ich Ihn zeihen kann, und da Er ein unbemittelter Junge ist, so gibt Ihm die Stiftung aus Gnaden den Reisepfennig nach Tübingen, und da ich weiß, daß Er noch lebende Eltern und Geschwister hat, so lege ich Ihm eine Kleinigkeit bei, damit Er während der Vakanz noch nach Leonberg zu den Seinen gehen kann. Der Herr geleite Ihn!"

„Dieß ist der Mann, den Du eben in Deinem Herzen schaltest und fast verachtetest," flüsterte die Stimme des Gewissens dem Jünglinge zu. Sein braunes, sanftes Auge wurde feucht, er wußte wohl, Magister Osiander war ein Dichter und darum kein reicher Mann. Er wußte auch, daß der Greis sich selbst manches entzog, um seinen Sohn, der im fernen Frankreich zu seiner Ausbildung lebte, zu unterstützen, und doch hatte er immer noch etwas übrig, die ärmeren Alumnen aus seiner eigenen Tasche zu beschenken.

Mit inniger Rührung und Dankbarkeit beugte Kepler sein Haupt und küßte die schmale, blasse Hand seines Lehrers, der von einem unwillkürlichen

Herzenszuge hingerissen, diese Hand segnend auf das lockige Haupt des Jünglings legte.

„Der Herr sei mit Dir, mein Sohn!“ flüsterte Lukas Osiander, „Er segne Dich und behüte Dich, Er lasse sein Antlitz leuchten über Dir und sei Dir gnädig! — Gehe Er, Leomontanus, grüße Er Seine Eltern und gedenke Er meiner Lehren — und — Gott behüte Dich, mein Junge, wir wollen einander das Herz nicht weich machen.“

Eilig und zitternd vor Rührung erhob sich der Greis und ging aus dem Zimmer, Kepler aber trocknete seine strömenden Augen und ging hinweg seine Habseligkeiten zu packen, damit Bücher, Wäsche und dergleichen, soweit es ihn nicht auf der Reise zu seinen Eltern begleiten sollte, fertig da läge, wenn der Fuhrmann anlangte, der beim Schlusse jedes Semesters sich zu melden pflegte, um die Sachen der neukreirten Studenten nach Tübingen zu schaffen.

Am andern Morgen in der neblichten Frühe eines Septembertages befand sich Johannes, sein leichtes Ränzel auf dem Rücken, schon vor Tagesanbruch an der Pforte des Klosterhofes. — Besold und Bernecker waren schon den Tag vorher zu ihren Verwandten gereist, ihre Wege waren verschieden, und erst in Tübingen wollten die Jünglinge sich wieder treffen.

Auf der ersten Anhöhe, die der Abreisende erstiegen, wandte er sich um und schaute hinab in das Thal der Salzach und auf die schönen, stattlichen Gebäude, unter deren Dach er Jahre verlebt hatte, denen selbst die strenge klösterliche Zucht nicht den rosigen Duft des jugendlichen Glückes hatte rauben können. — „Grüß Dich Gott, altes Kloster!" dachte er, und schwenkte sein Baret gegen das im bläulichen Dufte schwimmende Thal, „mögen Deine Mauern immer nur frohe junge Herzen umschließen und aus ihnen zu allen Zeiten Männer hervorgehen, die Licht über die Welt verbreiten. — Ja, es muß schön sein, als ein reifer Mann zu fühlen, daß man zu denen gehört, die das Licht der Wahrheit ausstrahlen, das sie unter Mühen und Kämpfen durch Gottes Hände empfingen. — Was ist die Wahrheit? Ein Ausstrom Gottes, das Licht, das von seinem Gewande fließt! Wer Gott sucht, muß die Wahrheit finden, und wer die Wahrheit sucht, doch endlich den Herrn; und jeder Menschenseele ist das möglich, jeder! Vornehm und Gering, Reich und Arm tragen den Durst nach Wahrheit und Licht als ihr gemeinsames, schönstes Erbtheil, als den eigentlichen Stempel ihrer Menschenwürde in sich. — Mit unsern geringern Brüdern, den Thieren theilen wir hier auf Erden den Drang

nach Glück und Genuß, der uns vorwärts treibt zu mancherlei Arbeiten, Erfindungen und Künsten, mit den Seraphim aber, die am Throne des Herrn stehen, theilen wir den Drang nach Wahrheit, nach der Erkenntniß Gottes, des höchsten Gutes! Beides vereint macht den Menschen, der ohne den Durst nach Wahrheit nur die höchste Spezies des Thierreichs auf Erden wäre, geschickter zwar als Biene und Bieber, aber nicht erhabener als sie. — Grüß Dich Gott, herzliebes altes Kloster! hab' ich doch in Deinen gesegneten Mauern die erste Sprosse erstiegen auf der Leiter zur Erkenntniß des Herrn."

Die Sonne war indeß am Himmelsrande emporgestiegen, die Nebel senkten sich wie leichte, zu Boden flatternde Schleier von Silberflor tiefer und tiefer und hingen bald als Millionen im Sonnenstrahl funkelnde Brillanten an den Grasspitzen und Baumblättern.

„Vorwärts!" rief sich Johann ganz laut zu, „vorwärts in die Heimat! und möge Gott geben, daß ich Freude dort finde und bringe."

Mit einer gewissen natürlichen Freude fühlte der neunzehnjährige Jüngling während des rüstigen Gehens, wie sehr seine körperlichen Kräfte seit der Zeit zugenommen hatten, da er als ein kaum drei-

zehnjähriger Knabe den Weg in das Kloster gemacht, dem er jetzt den Rücken kehrte.

Wie mochten die Seinen in der Heimat sich verändert haben? Seine Schwester Gretchen war nun schon ein Mädchen von dreizehn Jahren und der Bruder Christoph längst in der Lehre. Margaretha hatte ihm das geschrieben. Sie gab ihm von Zeit zu Zeit Nachricht, und wenngleich ihre Briefe nur kurz und oft ziemlich unzusammenhängend gewesen, so segnete er doch ihre Kinderhändchen, die sich einst bei Erlernung der Schreibekunst so sehr gemühet hatten. — Bruder Christoph lernte das Zinngießerhandwerk und war in Eßlingen in der Lehre beim Zinngießer Gabelkofer. — Bruder Heinrich war noch daheim; was er werden sollte und wollte, wußte Johannes nicht, vielleicht stand er den Eltern im Betriebe der Wirthschaft bei, denn in Leonberg hatte der Vater von einem Gelde, das Oheim Guldenmann den Eheleuten vorgestreckt, wieder Haus und Feld gekauft. — Auch die liebe Muhme Apollonia schrieb nicht selten an ihren Pflegling, und ihre Briefe theilten dem abwesenden Sohne denn auch diese und jene Nachricht von den Eltern mit.

Daß es zu Hause mit der Einnahme nicht eben glänzend stehen mochte, war dem heimkehrenden

Sohne bekannt. Während seiner ganzen Schülerzeit hatte ihm weder Vater noch Mutter einwenig Geld gesendet, wie es doch Eltern immer gern zu thun pflegen, wenn sie es nur dazu haben. Strümpfe, Hemden und von Zeit zu Zeit einmal einen Silbergulden schickte ihm die gute Loni; auch der Großohm und Pathe Guldenmann bedachte den Knaben bisweilen mit einer Liebesgabe, und das Herz Johanns hüpfte in Freuden bei dem Gedanken, daß er während einer Vakanz von länger als vier Wochen nun auch Zeit finden würde, diese seine Wohlthäter und Freunde, und Magstatt, die Wiege seiner Kindheit, wiederzusehen.

Am letzten Tage seiner Reise war die Luft ungewöhnlich schwül geworden. Ein Gewitter drohte im Westen und schwefelgelbe und bleifarbige Wolken ballten sich über einander. Sein Weg führte ihn kurz vor der Stadt durch einen Wald, den er als Kind oft an seines Freundes Reinbold Seite durchschritten hatte. Kein Lüftchen regte dort seine kühlenden Schwingen, die Blätter schienen an den Zweigen festzukleben und der Wanderer fühlte seine Glieder matt und schwer, als er endlich ins Freie tretend, das Städtchen kaum einen Büchsenschuß weit vor sich liegen sah.

Er klopfte mit einem Baumzweige, den er sich am Wege gepflückt, den Staub von seinen Schuhen, trocknete den Schweiß von seiner Stirn und trat durch das alte Thor, in dessen spitzem Bogen noch immer wie vor so vielen Jahren, die Mutter des Zieglers Leibbrand Honigkuchen, Meth und Nüsse feilhielt.

„Grüß Gott, Frau Leibbrandin," sagte Johannes sein Mützchen ziehend, und die Matrone antwortete ihm mit einem: „Freundlichen Dank!"

Es kränkte den Jüngling fast, daß die Frau ihn nicht erkannte. Ihm schien jeder Dachziegel, jeder Eckstein ein alter Freund zu sein, während alle Menschen an ihm als an einem Fremden vorüberschritten. Einige Menschengesichter waren ihm freilich fremd, besonders die jüngeren.

Hie und da standen in Häusern, die ihm gar wohl bekannt waren, Fenster offen, der ungewöhnlichen Hitze wegen, und liebliche Jungfrauenköpfe, denen die goldene schwäbische Haube gar schön stand, schauten, sich halb hinter Gelbveiglein und Reseda versteckend, hinunter nach dem schlanken Studenten.

Leise Erinnerungen regten sich hin und wieder in der Seele desselben, an Kinder, mit denen er einst auf der Wiese Haschemännchen gespielt, und er dachte

auch ein paarmal: „Sollte das hübsche Jungferchen etwa des Gabelkofers Christiane sein? und jenes die Margareth des Zieglers Leibbrand?“

In dem Hause, das früher seinen Eltern gehört hatte, saß eine ihm ganz fremde Frau nähend gerade an dem Fenster, aus dem er als Kind so gern in den grünen Baum vor der Hausthüre geguckt.

Seine Schwester Gretchen hatte ihm die Lage der gegenwärtigen Wohnung seiner Familie beschrieben und so hatte er denn nicht nöthig, jemanden auf der Straße danach zu fragen.

Er erkannte das Haus bald, die Fenster waren alle geschlossen, und es sah, von außen wenigstens, ungemüthlich und wüste aus. Keine Blumen blühten hinter den ungeputzten Scheiben, kein weißer Vorhang zeugte von dem Sinn der Bewohner für häusliche Nettigkeit. Eine Stufe der kleinen hölzernen Freitreppe, die zu der getheilten Hausthür emporführte, war zerbrochen und lag schief auf der nächsten unter ihr.

Er stieg mit einem eigenen, das Herz beklemmenden Gefühle über das Zeichen der Vernachlässigung hinweg und fand, als er den Thürdrücker in die Hand nahm, um zu öffnen, zu seinem Erstaunen, daß von innen ein Riegel vorgeschoben sei.

Waren die Seinen ausgezogen? stand etwa das wüst aussehende Haus ganz und gar leer? — Aber man hatte von innen verriegelt, so mußte ja doch jemand in dem Gebäude sein.

Ein eiserner rostiger Klopfer war an der oberen Thürhälfte angebracht, und als Johannes ihn benutzte, schallte es hohl durch die Straße und lockte in den benachbarten Wohnungen die Leute an die Fenster.

Johannes klopfte und klopfte wieder und endlich ward ein Oberfenster geöffnet, das Köpfchen eines noch kindlichen jungen Mädchens neigte sich hinaus und flüsterte: „Seid Ihr's, Herr Vater?"

Johannes trat so zurück, daß er bequem emporsehen konnte und fragte: „Wohnt hier Heinrich Kepler aus Weil, werthe Jungfrau?"

„Ja, mein Herr Student," entgegnete die Kleine erröthend, „aber Ihr könnt ihn nicht sprechen, denn er ist nicht anwesend."

„Ist seine Frau Katharina zu Hause, und seine Kinder?" fragte er weiter.

„Hm! ja Herr! zu Hause sind sie wohl oder doch einige davon, aber — sie möchten wohl jetzt keinen fremden Besuch annehmen können, denn" — —

„Einen Fremden vielleicht nicht, Schwester Gret-

chen," sagte Johannes, das Baret von den braunen Locken ziehend, „aber der Sohn und Bruder wird ja wohl aufgenommen werden."

„Johannes! herzlieber Bruder Johannes! Dich sendet Gott in unserer Noth," rief das Kind vom Fenster hinwegspringend, und im nächsten Augenblick zog eine zitternde Hand den Riegel hinweg und die seit Jahren getrennten Geschwister lagen einander in dem dunklen dumpfigen Hausflur schluchzend in den Armen.

„Dich sendet Gott! O Dich sendet Gott, herzliebster Bruder," rief das liebliche Kind einmal über das andere, das von Thränen überströmte Gesichtchen an der Brust des Jünglings verbergend.

„Wo sind die Eltern? wo sind die Brüder? Gretelchen," fragte Johannes unter den innigsten Liebkosungen.

Die Kleine öffnete die Thür zu einer Kammer, deren einziges Fenster in einen Hof ging. „Komm hier hinein in mein Kämmerchen, liebster Bruder," sagte sie, die rinnenden Thränen abtrocknend. „Ehe ich Dich zu unserer Mutter führe, muß ich erst mit Dir sprechen, denn sicherlich erfährst Du das, was Du doch nun hören mußt, besser von mir, als von ihr."

Die kleine Kammer, in der Johannes Kepler

den ersten Ruhesitz nach vieljähriger Abwesenheit vom Vaterhause fand, war reinlich und freundlich. Gretchen hat dem Bruder ihren von Weiden geflochtenen Spinnstuhl hingeschoben, sie selbst setzte sich auf ein Bänkchen zu seinen Füßen und legte weinend ihr Köpfchen auf sein Knie.

Das Herz des Jünglings war von tausendfacher Furcht für seine Lieben gefoltert. Ach während er dem Vaterhause fern war, hatte er in seinen Träumen Frieden und Liebe dort hingezaubert, und selten oder nie des Jammers gedacht, den er seit den Tagen seiner frühesten Kindheit dort erlebt.

Jetzt faßte ihn, als er kaum den Fuß auf die Schwelle gesetzt, die Wirklichkeit mit rauher Hand.

„Der Vater ist nicht daheim? wo ist er, Gretchen?" fragte Johannes mit klopfendem Herzen und bebender Stimme.

„Weiß ich es? weiß es einer von uns?" entgegnete das weinende Mädchen, „ach, Johannes, mein Bruder! zu welch einer schrecklichen Zeit bist Du heimgekehrt und welche traurige Stunden stehen Dir bevor, Du armer Junge!"

„Nun," entgegnete der Jüngling, dessen geistige Spannkraft bei den Thränen des Mädchens allmälig wiedergekehrt war, „was auch sein mag, es kommt

ja doch aus den Händen Gottes, und wird nicht mehr sein als zu meinem Frieden noththut. Das Leid verliert seinen schlimmsten Stachel, Schwester Gretchen, wenn wir die Ueberzeugung festhalten, daß es uns aus Liebe und zur Stärkung unserer Kräfte auferlegt wurde."

„Du hast Recht, Johannes!" sagte das Mädchen und heftete ihre klaren dunkelbraunen Augen, das Erbe von der Mutter, auf den Jüngling, „ja in der höchsten Noth ist die Hilfe am nächsten. Wir waren einsam, und weil die Menschen uns verließen, wähnten wir uns auch von Gott verlassen; da hat der liebe himmlische Vater Dich zu uns geschickt zu unserem Trost, zu unserer Stütze! Wie ich in Dein gutes liebes Bruderantlitz schaue, fühle ich mich wieder unter Gottes Schutz!"

„Und nun erzähle mir, was geschehen ist, Gretelchen," sprach Johannes, die Schwester dichter an sich ziehend und mit seinem Tuche ihr das verweinte Gesichtchen trocknend, dessen kindliche Schönheit sein ganzes Herz erfreute.

„Der Vater ist fort, fort in die weite Welt, schon länger als eine Woche," entgegnete das Mädchen mit einem leisen Schauder.

Johannes schwieg eine Weile und schaute trübe vor sich nieder, endlich sagte er leise:

„Und wißt Ihr gar nicht, wohin er gegangen, auch nicht, warum er abermals Weib und Kinder verlassen?“

„Ach, Johannes,“ sagte das Mädchen, „davon zu sprechen, ist nun gerade das Allerschrecklichste. Es war fürchterlich hier im Hause! Der Vater bekümmerte sich nicht um die Wirthschaft, war Nächte lang außer dem Hause und hat das Geld, was der Oheim aus Magstatt der Mutter gegeben, alles wieder durchgebracht. Kam er dann einmal nach Hause, Herr Gott, welch schreckliches Gezänk gab es dann, und mit welchen bösen Namen nannte ihn die Mutter. Ach Ihr beiden Brüder, Du und Christoph, Ihr seid glücklich gewesen, weil Ihr das Alles nicht gehört und nicht gesehen. Gott! und dann wüthete der Vater wieder gegen den Heinrich, der schon bei zwei Lehrherren war, aber immer fortgejagt wurde, weil er allerlei unnütze Streiche gemacht. Ach, Johannes, wie hat er den armen Jungen geschlagen, und er nannte ihn Dieb und Abschaum und stieß ihn mit dem Fuße, und dann sagte die Mutter, das wäre alles seine eigene Schuld, er hätte den Jungen, der seinen Namen habe und während seines Herumtreiberlebens zur Welt ge-

kommen sei, auf dem Gewissen, und wenn er einst aufs Rad käme, da würde er ihn noch in seinem Todeskampfe verfluchen. Siehst Du, so war es alle Tage, wenn der Vater zu Hause kam, und war er abwesend, dann lief die Mutter in der Stadt umher und suchte ihn und saß hier, und saß dort, und erzählte allen Leuten, wie ihr Mann ein Trunkenbold sei und ihr Vermögen durchgebracht habe, und wie die Reinboldin an allem ihrem Unglück schuld sei, denn wegen der hätte der Vater eine Bürgschaft geleistet, durch die wir alles Unsrige verloren, und sie sagte dann, die Reinbolds, sowohl der verstorbene Förster als die Witwe, hätten's dem Vater angethan, und dann war wieder schrecklicher Zank mit dem Heinrich, der wohl freilich nicht gutthut, aber doch wohl nicht so schlecht ist, als bald der Vater, bald die Mutter ihn machen.

„So haben wir gelebt; ach, Johannes, in der Hölle kann es nicht schlimmer sein als hier im Hause. Den Donnerstag, vorgestern vor acht Tagen, kam der Vater nach Hause und setzte sich still in die Ecke am Ofen, ich kam gerade aus dem Hofe und brachte drei Eier aus den Hühnernestern. Der Vater sah sie in meinem Körbchen liegen und sagte ganz freundlich: ‚Koch mir die, mein Gretelchen, ich will sie zum Abendbrot essen.‘ — Da fährt die Mutter auf und

schreit: ‚Ei ja doch, Du mußt immer was besseres haben als wir; wenn wir nichts anderes als Heidegrütze haben, kann so ein Nichtsnutz wohl auch damit zufrieden sein,‘ und so nahm sie die Eier und warf sie zu Boden. Da stand der Vater auf, er sah blaß aus wie eine Leiche, und zum erstenmal sah ich, daß ihm das Haar auf der Stirn vorn schon ganz grau war. ‚Es ist gut, Katharina,‘ sagte er, und er war dabei ganz ruhig, ‚Du machst mir leicht zu thun, was doch wohl gethan sein muß. — Schau! einmal ging ich von Dir fort im Uebermuth; zusammen gehörten wir nun einmal nicht, das hättest Du fühlen müssen, für mich gehörte eine Frau, die mit mir Geduld hatte und vor der ich Respekt haben konnte. Du kamst mir nach — aus Liebe sagtest Du, pah! ich kenne Deine Liebe! Die ist nicht geduldig, nicht demüthig, und bedeckt nicht der Sünden Menge, wie's in der Schrift heißt. Du liebtest mich aus langer Weile, und kamst mir nach, weil's Dir Spaß macht in der Welt umher zu flankiren. Bist mein böser Geist gewesen, solange wir uns kennen. — Jetzt bin ich so weit, daß der Teufel mich fest hat, er braucht Dich nicht mehr um mich in die Hölle zu jagen. So geh' ich denn jetzt abermals von Dir, meinem Schicksal entgegen. — Der Kaiser wirbt

gegen die Türken, und ein Kerl, der sich bald zwanzig Jahre mit einem Weibe wie Du bist herumquälte, der scheut weder den Teufel noch einen Türkensäbel. Gehab' Dich wohl!' — Er stand langsam von seinem Stuhle auf und ging hinaus ohne Hut und ohne zu mir, die ich weinend am Fenster stand, auch nur ein einzig Wörtle zu sagen. Ich sah ihn aus der Thür gehen, barhäuptig, und ohne daß er sich auch nur einmal nach dem Fenster umblickte, schritt er die Straße hinab. Seit dem ist er verschwunden!"

„Und was sagt die Mutter dazu?" fragte Johannes mit tonloser Stimme.

„Anfangs lachte sie bloß und meinte, so einer, der nicht arbeite, sei zu Brot gewöhnt und werde schon wiederkehren; später lief sie, wie es ihre Art ist, in der Stadt herum, ihren Mann suchend und sich laut über ihn beklagend, und jetzt weint und jammert sie oft stundenlang laut und beweglich, und wenn man sie sprechen hört, sollte man meinen, sie könne ohne den Vater gar nicht leben und müßte sich gleich ins Grab legen, weil sie sein Angesicht nicht mehr alle Stunden am Tage sieht. Was mich aber am meisten ängstet, ist, daß sie zu allerlei Weibern geht, die als böse Unholdinnen bekannt sind, um sich von denen Raths zu erholen. Die Leute sind ohnedieß

nicht gut auf die Mutter zu sprechen und ihr Thun und Gebaren mit allerlei verrufenem Gesindel schadet ihr noch mehr."

„O sie ist eine arme unglückliche Frau, unsere Mutter!" sagte Johannes, sein Tuch an die schwellenden Augen drückend, „ich kann ihr nachfühlen all das Elend, was ihr das Herz zerdrückt. Sie ist so ein unglückliches Geschöpf, das, wenn es recht gezogen und geleitet worden wäre, eine Zierde jedes Standes hätte sein müssen; aber zweierlei hat ihr zeit ihres Lebens gefehlt, Unterweisung und Liebe. Gretelchen, wir Kinder wollen ihr wenigstens die letztere von ganzem Herzen geben, so wird sie am Abend ihres Lebens sich noch glücklich fühlen. Sei nur immer recht gut und liebreich gegen die arme Mutter, herzliebes Gretel" —

„Du hast gut reden, Johannes," entgegnete das Mädchen einwenig schmollend, „es ist leicht ein guter Sohn und liebreich gegen eine kreuzböse Mutter zu sein, wenn man an die hundert oder wer weiß wie viel Meilen von ihr entfernt ist. Sei nur alle Tage mit ihr zusammen, höre jede Stunde bei Tag und Nacht ihr Gekeife und ihre bösen Worte, sieh, wie sie statt für ihre Kinder und ihr Haus zu schaffen und sich dadurch bei Ehren zu erhalten, von einem Nachbarn

zum andern läuft und sich die Thüre weisen läßt, und sich der schlimmsten Nachrede aussetzt."

„Sag' das nicht, herzliebe Schwester," antwortete Johannes, das schöne Haar des Mädchens streichelnd, „ich bin wohl noch jung und habe nicht viel erfahren, aber das hat mich mein kurzes Leben schon gelehrt, daß das schlimmste Unglück eines Menschen in der Unfähigkeit besteht, seine Pflicht recht genau zu erkennen. Das ist auch das Unglück unserer Mutter, sie weiß nicht, was ihr zu thun zukäme, niemand hat es ihr gewiesen und gelehrt! Beim Vater war das anders, der hätte es schon eher gewußt, aber er hatte eine Art Uebermuth in sich, der" —

„O das war wohl beim Vater anders geworden," unterbrach die Schwester den Jüngling, „übermüthig war der bei Gott nicht mehr, er war so elend und heruntergekommen, wie es kein Mensch sich denken kann, der ihn nicht gesehen hat. Jetzt zieht er mit seinem grauen Haar in der Welt herum, hat keinen Ort, wo er sein Haupt zur Ruhe legen kann — 's ist nicht auszudenken, Bruder Johannes, ohne daß einem das Herz bricht. Gott im Himmel! das ist ein schöner Willkommgruß für Dich, Du armer, armer Junge; aber sparen konnte ich Dir doch all das Leid nicht, da Du einmal nun gekommen bist."

„Und ich will es Euch treulich tragen helfen," entgegnete der Jüngling, „sprich, Gretelchen, habt Ihr Geld zum Nothwendigen?"

„Wir brauchen eben kein Geld, lieber Bruder, wir haben Mehl und Gemüse und Hühner und Eier, Grütze, gewelktes Obst und so allerlei. Einen Groschen für Schuhwerk und was sonst noch etwa nöthig wird, schickt uns von Zeit zu Zeit die liebe Base Apollonia, Gott lohn' es ihr. Sie will mich auch nach Magstatt nehmen, aber — sieh, Johannes, die Mutter mag nun sein wie sie will, ich könnte es ja doch nimmermehr über das Herz bringen, sie mit dem schlimmen Burschen, dem Heinrich, allein zu lassen."

„So, Jungfer Margreth! Ei der Tausend," sagte eine rauhe Stimme in diesem Augenblick und in die Thür trat ein großer wüst aussehender Mensch, dessen grobe und rohe Züge eine unheimliche Aehnlichkeit mit den feinen und sanften Johann Kepler's zeigten. „Und wer ist denn der fahrende Schüler, wenn ich fragen darf, den meine saubere Schwester beim Dämmerlicht in ihrer Kammer hat?"

„Ihr und Dein Bruder Johannes," entgegnete dieser, dem Eingetretenen die Hand bietend.

Heinrich Kepler schnippte mit den Fingern, warf

den Kopf in die Höhe und sagte roh: „Na, Du fehlst hier noch in dieser saubern Wirthschaft, und ich denke, es muß der Teufel selbst gewesen sein, der Dir die Idee eingegeben, uns zu besuchen. — Puh! macht in Satans Namen die Fenster zu bei dem Unwetter, es scheint, Ihr habt keine Augen und keine Ohren, weil Ihr nicht seht und nicht hört, daß die Welt untergehen will."

In der That war ein furchtbares Gewitter aufgestiegen und unter einem wolkenbruchartigen Regen zuckten Blitze, rollten Donner, ohne daß die Geschwister es wahrgenommen.

„Herr Gott! und wo ist die Mutter? wo kann sie nur sein?" fragte Margaretha erschrocken.

„Na, wo sie und ihresgleichen bei solchem Wetter zu sein pflegen," entgegnete Heinrich grinsend, „draußen auf irgendeinem Hügel und da ruft sie dem Winde zu und singt den Donner wach, der ganzen Welt zum Schaden und Elend."

Johannes warf einen fragenden und ängstlichen Blick auf die Schwester. Niemand konnte in jener Zeit im Zweifel sein über das, was der wüste Jüngling hier seiner Mutter nachsagte. Die Hexen, an deren Existenz und böse Thaten jedermann so fest als an das Dasein Gottes glaubte, wurden an-

geschuldigt, auf Hügeln und Feldern das Ungewitter durch gewisse Reime und Zaubersprüche anzulocken, und sicherlich war damals gefährlicher der Hexerei als des Mordes angeschuldigt zu werden.

„Schäme Dich, Heinrich," sagte Johannes, als Margaretha schweigend zu Boden sah, „solche Dinge Deiner eigenen Mutter nachzureden, die doch wohl des Elends genug hat, und wenn sie zaubern und hexen könnte, wohl lieber sich Geld und Gut und die Liebe ihres Mannes schaffen als andern Menschen nutzlos Böses zufügen möchte."

Heinrich Kepler drehte sich auf dem Absatz herum und pfiff gellend auf dem gekrümmten Zeigefinger.

„'s ist spät und mich hungert," sagte er dann, „gib mir Brot und Branntwein, Gretel, dafür geb' ich Dir hier Fleisch auf morgen genug für uns alle und auch für den gelehrten Herrn, der nun hier wohl sein Logement aufschlagen wird."

Er griff dabei in die weiten Taschen im Puff seiner Hose und zog aus denselben drei Enten mit zerschossenen Köpfen, vier in Schlingen gefangene Feldhühner und sechs Wachteln hervor und warf das Wild auf den Fußboden.

„Um des Heilands willen, Heinrich," rief ent=

rüstet der ältere Bruder, „welch ein Handwerk treibst Du?“

„Ein einträgliches, wenngleich etwas gefährliches,“ entgegnete lachend der Vagabundus, „Du darfst übrigens nicht miteſſen, wenn Du kein Behagen an herzoglichem Wildpret hast.“

„Das werde ich auch nicht,“ sagte Johannes ernst, „und mit meinem Wissen und Willen soll auch nie gestohlenes Gut auf meiner Mutter Tisch kommen.“

In diesem Augenblick ward unten die Hausthür, welche Margaretha unverschlossen und Heinrich ganz und gar offenstehen gelassen, mit Gekrach zugeschlagen, hastige Schritte eilten über den Flur und eine laute Stimme rief: „Margaretha!“

„Die Mutter!“ sagte das junge Mädchen ängstlich und eine Minute darauf trat Katharina Kepler in das Kämmerchen, wo drei ihrer so verschiedenen Kinder beisammen waren.

Johannes würde sie nicht erkannt haben, so sehr war sie während seiner Abwesenheit gealtert und verändert.

Das einst glänzende röthliche Haar war schneeweiß geworden und stach wunderlich ab gegen die lebhaft braunen Augen, die unter den noch dunklen

und buschigen Brauen wie zwei glühende Kohlen funkelten. Die Nase erschien in dem abgemagerten, verfallenen Gesichte unverhältnißmäßig groß, und einen ganz eigenthümlichen Eindruck machte es, daß der Mund noch den jugendlichen Schmuck blendendweißer, aber fast wie bei einem Raubthiere einzeln stehender Zähne behalten.

„Mutter!“ sagte Johannes, ihr entgegentretend, „herzliebe Mutter, heißt mich willkommen und segnet den heimgekehrten Sohn!“

Die seltsame Frau stutzte, zitterte und warf sich dann mit einem gellenden verzweiflungsvollen Schrei an die Brust des Jünglings.

Weinend küßte er die Stirn, die Lippe, die Hand seiner Mutter, und diese zog ihn unter Schluchzen, Lachen und lautem Jammern in das gemeinsame Wohnzimmer, wo die alten Hausgeräthe der Familie, trotz ihrer verkommenen Gestalt, dem Eintretenden den ersten sanften Willkommen zuzurufen schienen.

Die Mitternacht war herangekommen, als Johannes Kepler in die Kammer ging, wo eine Lagerstätte für ihn hergerichtet worden war. — Es war ihm zu Muthe, als ob durch das ganze verwüstete Vaterhaus eine bald glutheiße, bald eisigkalte, alles Leben in der eigenen Brust ertödtende Atmosphäre

wehe, in welcher selbst Gretchen, sein holdes Schwesterchen, trotz der ihr innewohnenden Kraft verkümmere und sich in seltsam schiefer Weise entwickele.

Seine Seele war bis in den Tod betrübt und trotz seiner Ermüdung, trotz der immer noch herrschenden Gewitterschwüle, saß er auf dem Rande seines Bettes und starrte mit gefalteten Händen vor sich nieder auf den Fußboden.

Der Vater hatte die Seinen verlassen, der Bruder — Gott bessere ihn — war ein nichtsnutziger Bube; das schöne Schwesterchen, zu keiner Arbeit für Haus und Familie angehalten, erschien auf einer Seite frühreif und erfahren in tausend Dingen, deren trauriges Dasein ein so junges Mädchen sonst kaum ahnt, und das Wesen seiner unglücklichen Mutter hatte etwas so seltsam Verwildertes, alles Maß Ueberschreitendes, daß der Jüngling fast glauben mochte, die arme Frau sei irrsinnig. Bald hatte sie den heimgekehrten Sohn mit wilden Liebkosungen überhäuft, sein Wissen ihren Stolz genannt, bald ihn von sich gestoßen, mit eigenthümlichen Blicken in seine Augen geschaut und ihn gefragt, ob er überhaupt etwas? und was er denn wisse?

Sprach sie von ihrem Gatten, so geschah dieß bald in Ausdrücken der überschwänglichsten Zärtlich-

keit, und dann wieder mit so bitterem Groll, daß man hätte glauben mögen, sie sei von zwei ganz verschiedenen Männern verlassen worden.

Nichts im Haushalte war dem jungen Manne ordentlich und geregelt erschienen, nichts deutete auch nur darauf hin, daß sich die Familienglieder durch gemeinsame Thätigkeit und aufrichtige Liebe das Leben zu verschönern strebten.

Der Seele des Jünglings schwebte das Bild eines heiteren liebevollen Familienlebens vor, in dem Arbeit, Liebe und heilige Frömmigkeit alle Glieder mit einander zu einem stillen, sich täglich und stündlich erneuernden Glück verbanden, einem Glück, das wie das rieselnde Wasser einer frischen Quelle immer dasselbe und doch in jedem Augenblick ein neues ist, das alle Erdenfreuden keimen, wachsen und erblühen läßt, während es in seinem tiefen reinen Spiegel den ganzen Himmel zurückstrahlt.

Ein solches Familienleben hatte er einst gekannt, seine Kindheit hatte sich darin entwickelt, und der Quell desselben war dem warmen und starken Herzen Apolloniens entflossen. — Sie, die sanfte thätige Freundin seiner Jugend, war, das fühlte er deutlich, die eigentliche Schöpferin und Bildnerin seines Ich. Er gedachte ihrer mit innigster Dankbarkeit; wie

hoch er sie aber auch stellte, ein Gefühl, dem er keinen Namen zu geben wußte, fesselte ihn mit tausendfachen Liebesbanden an seine arme, in jedem Momente irrende Mutter.

In Gedanken an sie, die frühe Greisin, schlug er seinen trüben Blick empor und sein Auge fiel auf den Nachthimmel, der sterngeschmückt in sein Kammerfenster blickte.

„Wie wüste auch das Kämmerlein sei, in dem ich auf Erden weile," dachte er mit einer Art von Herzkrampf, der ihm die Brust zu zersprengen drohte, „der Himmel mit seinen Sternen schaut doch hinein. Gott ist überall!"

Er trat ans Fenster und blickte nach oben.

„Wie fallen Eure Strahlen so klar in mein dunkles Herz, Ihr Gottesaugen, goldene Himmelslichter," dachte er. „Was seid Ihr, Ihr goldenen Sterne? Cherubim und Seraphim am Throne des Allerhöchsten? Engel, welche die schlummernde Erde bewachen? Eine Chifferschrift, dem Eingeweihten lesbar und ihm sein eigenes und seiner Mitmenschen Geschick verkündend, wie es von Ewigkeit geschrieben war im Buche des Lebens?"

Bebend drückte er die gefalteten Hände auf das klopfende Herz; „Was Ihr auch seid, Ihr Sterne,

Ihr steht wie mein Ich mit seinem Streben, Leiden, Hoffen und Wünschen in der Hand Dessen, Der beides ist, die höchste Weisheit und die höchste Liebe; was zage ich denn? Auch der Schmerz, den ich leide, ist nur ein Band mehr, an dem Er mich zu sich zieht. Herr! in Deine Hände empfehle ich meine Seele!"

Das Gebet hatte das jugendliche, Gott vertrauende Herz beruhigt. Im Frieden schlummerte der Jüngling in dem öden Vaterhause und erwachte mit ruhigem Muthe und dem festen Willen, für die Seinen zu thun, soviel in seinen Kräften stünde.

Es gab so manches für den verständigen Sohn zu richten und zu schlichten, ehe er auch nur einen vollen Einblick in die ökonomische Lage seiner Mutter sich verschaffen konnte. Zu seiner Beruhigung erkannte er indeß nach manchen Arbeiten und Mühen, daß Katharina Kepler zum mindesten nicht so arm sei, um andern Menschen zur Last fallen zu müssen.

Johann Kepler schrieb nun an seinen Oheim und Pathen Guldenmann und mit dessen umsichtigem Beistande ward für die Zukunft Katharinens bestmöglichst Sorge getragen, indem die Kapitalien, in deren Besitz sie sich noch befand, ordentlich bestätigt wurden. Meister Guldenmann zahlte auf Apolloniens dringende Bitte eine nicht unbedeutende Summe

an diejenigen Gläubiger der keplerischen Eheleute, die begründete Forderungen an dieselben zu machen hatten, und machte noch einen letzten Versuch mit dem wildesten Sprößling seiner Nichte, dem Heinrich, indem er ihn in die Lehre zu einem tüchtigen Messerschmied that.

All dieses ward durch Briefe beseitigt, die zwischen Leonberg und Magstatt gewechselt wurden. Die Fürsten von Thurn und Taxis besorgten schon seit längerer Zeit die Beförderung derselben in einem großen Theil des deutschen Reiches, und Johann Kepler segnete allemal, wenn er Briefe bekam und absandte, die vortreffliche Anstalt, die es entfernten Freunden und Verwandten doch möglich machte, einander Zeichen ihres Wohlwollens zukommen zu lassen.

Als aber nach Kräften für Mutter und Schwester gesorgt war, als der wilde Heinrich das Haus verlassen und Gretchen mit des Bruders Johannes Hilfe das Haus einwenig in Ordnung gebracht hatte, schnürte dieser sein Ränzelchen und machte sich auf, um den Rest seiner Vakanz bei den Beschützern seiner frühesten Kindheit in Magstatt zuzubringen.

Zehntes Kapitel.

Es war Abend, die untergehende Sonne warf ihre letzten Strahlen in den Garten, unter dessen Bäumen Johannes seine Augen zuerst für die Schönheit der Schöpfung geöffnet. Unter dem von reifer Frucht beschwerten Apfelbaum, dessen Blüten so oft auf sein lächelndes, schlummerndes Kinderantlitz niedergeflogen, saß der Jüngling neben seiner mütterlichen Freundin und hielt ihre bleiche Hand in seinen jugendlichen Händen.

Er hatte heftig geweint, jetzt blickte er empor in ihr sanftes Gesicht und sagte beruhigt:

„Nun ist mir wohl, ich habe endlich, endlich einmal eine Seele gefunden, der ich alle Schmerzen mittheilen kann, welche die meine durchbeben, eine Seele, von der ich gewiß bin, daß sie meinen Kummer beklagt, selbst da, wo sie den Grund desselben vielleicht verdammen muß."

„Fürchte das nicht von mir, mein geliebter Sohn," entgegnete Apollonia, „warum sollte ich den Grund Deines Kummers verdammen?"

„Weil er im Unglauben liegt, meine Mutter, weil ich, so jung ich auch bin, mich erkühne, dasjenige

zu bezweifeln, was die Weisesten unserer Zeit den unmittelbaren Ausspruch Gottes nennen."

„Die Weisesten unserer Zeit und unseres Landes," sagte Apollonia milde, „sind aber noch nicht die weisesten des Menschengeschlechtes, und was sie den unmittelbaren Ausspruch der Gottheit nennen, ist eben nur ihre eigene Auslegung des uns in der Bibel und andern heiligen Schriften mitgetheilten göttlichen Wortes."

„Wie, meine Mutter," rief der Jüngling eifrig und mit flammenden Wangen, „so zweifelt auch Ihr? In allen Ländern der Erde hat es erleuchtete Männer gegeben, welche die Uebung der Tugend als den einzigen Weg zu Gott bezeichneten. Darin stimmen Moses und Zoroaster, Konfuzius und Mahomed, Buddha und Sokrates mit einander überein. Zu dieser Erkenntniß bedürften wir nicht der geheimnißvollen Veranstaltungen der Erlösung, nicht des Mittlers am Kreuze vergossenes Blut. Sprecht es aus, geliebte Mutter, daß dieß auch Eure Ansicht ist, und gebt mir dadurch die Erlaubniß, Gott den Herrn einzig und allein da zu suchen, wo ich ihn immer finde, in seiner heiligen Schöpfung. Sprecht es aus, meine Mutter, und macht mich frei von der traurigen Verpflichtung, in Zukunft zu lehren, was ich vielleicht

selbst nicht glaube, und mich in Streitigkeiten zu mischen, die mir nicht nur betrübend und schädlich, sondern auch ganz zwecklos und unsinnig erscheinen."

„Du mißverstehst mich, mein Sohn," entgegnete Apollonia, „und das kommt wohl daher, weil ich das, was ich meine, nicht in regelrechter Weise ausdrükken kann. Gewiß, in allen Ländern und bei allen Völkern hat es große und gute, von Gott begeisterte Menschen gegeben, welche die Tugend als den einzigen Weg zu Ihm bezeichneten und ihn muthig voran wandelten. Aber, mein Sohn! schon das Streben nach Versöhnung mit Gott, entspringend aus dem Bewußtsein unserer eigenen Fehlerhaftigkeit und Schwäche gegenüber der Vollkommenheit des Ewigen, ist etwas rein Menschliches und hoch Erhabenes. Das Christenthum lehrt uns dasselbe. Die Kämpfe, welche die menschliche Seele kämpft, um mit sich selbst und dem Ideal, das wir in Christus erkennen, in Einklang zu kommen, sind Beweise unseres himmlischen Ursprunges. Der geduldig, verzeihend, liebend und in Gottes Willen ganz ergeben am Kreuze sterbende Erlöser ist der höchste Triumph des echt Menschlichen. Und so erhaben sein Leben und sein Wirken über Moses, Sokrates und allen den großen Männern steht, die Du genannt, ebenso erhaben ist

seine milde Lehre der Liebe, Vergebung und Selbstaufopferuug über ihren Lehren. — Ich denke, mein Johannes, sie wird nur nicht verstanden von vielen, die sich jetzt ihre Priester nennen, welcher Konfession sie auch angehören mögen. Wirst Du, mein Sohn, mit gutem Willen, in Liebe und Selbstaufopferung zu lehren und zu leben, ein Priester Gottes; so mußt Du ein solcher sein, wie er unserer verwirrten liebeleeren Zeit noththut. Soweit Du selbst zu lieben fähig bist, kannst Du auch nur die Liebe Gottes, soweit Du selbst Dich zu opfern bereit bist, die Opferfreudigkeit des Erlösers erkennen. Der Glaube ist ein Schatz, den wir in der eigenen gottbegeisterten Seele und sonst nirgend finden können. Es ist der Stein Opal, der sein eigenes Licht ausstrahlt und in der Dunkelheit, die den Ungelehrten umgibt, vielleicht am hellsten glänzt. Wie prächtig aber muß der Opal sein, den der Weise und Gelehrte besitzt und der seinen schönen Glanz nicht einbüßt im Lichte der Wissenschaft! — Ich, mein Sohn, besitze den ersteren, Du sollst und wirst Dir den letzteren erwerben. Deine Zweifel selbst sind mir Beweise und werden es einst auch Dir sein, wie eifrig Du nach der Wahrheit und dem Lichte des Glaubens gesucht."

„So möge der Heiland mich erleuchten und

mir seinen heiligen Geist senden, den Tröster, den er denen verheißen, die sich nach Ihm sehnen,“ sagte Johannes, sein jugendliches Haupt an den Busen der mütterlichen Freundin lehnend. „Lebe denn wohl, meine geliebte Mutter, ich werde mich bemühen, ein Pfeiler der unsichtbaren Kirche zu werden, die ohne Rücksicht auf die Konfession alle die Seelen vereint, die nach der Erkenntniß Gottes als des höchsten Gutes streben, und die heilige Liebe des Erlösers nachzuahmen suchen. Lebe wohl und segne mich.“

Apollonia erhob die thränenfeuchten Augen zum Himmel, legte die Hand auf des Jünglings Haupt und sagte leise: „Der Friede Gottes, der höher ist als alle menschliche Vernunft, bleibe Deiner Seele in allen Lebenslagen!“

Es waren die letzten Augenblicke gewesen, die diese in innigster Liebe vereinten Menschen mit einander im Gespräch verlebt.

Apollonia hatte schon gestern eine Kiste mit Wäsche gepackt und ‚zu Handen des ehrenwehrten Studenten der Gottesgelahrtheit Herrn Johannes Kepler in Tübingen,‘ abgesendet; auch das Reisebündel des abgehenden Sohnes war längst geordnet, verschnürt und mit allem wohlversehen, was er möglicherweise auf dem Wege brauchen konnte. Morgen beim Grauen

des Tages, wann im Hause noch alles schlief, wollte er sich aufmachen und rüstig schreitend die größere Hälfte des Weges zurücklegen, so daß er am nächsten Tage bei guter Zeit die ehrwürdige Stadt Tübingen erreichen mochte.

„Verspricht mir, liebe Mutter, Euch von Eurem Schlaf nichts abzubrechen," sagte der Jüngling, als die Rührung schwand und allmälich dem wehmüthigen Gefühl des Abschiedes Platz machte.

„Das kann ich mit gutem Gewissen, mein Sohn," entgegnete Apollonia „und Du darfst glauben, daß ich Wort gehalten habe, auch wenn ich Dir morgen um drei Uhr selbst den Abschiedstrunk reiche. Ich bin über die Jahre hinaus, denen der Schlaf ein goldener Mantel ist, welcher alle Leiden und Sorgen, alle Hoffnungen und Befürchtungen ebenso fest als schwer bedeckt. Mein Schlaf ist nur noch ein dünner leichter Schleier, den ein Hauch emporweht und der meine Seele fast nie ganz von dem Bewußtsein des Wirklichen ausschließt. Ich werde erwachen, bevor Du gehst, nicht weil Du mich weckst, nicht weil ich es will, sondern allein, weil auch im Schlummer der Mitternacht das Gefühl des Abschiedes in mir wachbleiben wird. Weiß ich denn, mein Johannes, ob ich Dich jemals

wiedersehe? Wenn man älter wird, kann jeder Abschied der letzte sein."

„Gott wird gestatten, meine Mutter," sagte der Jüngling, „daß Ihr künftig an dem Mann Freude erlebt, in dessen Kinderherz Ihr die ersten Saatkörner des Guten gestreut habt, und nun kommt ins Zimmer, der Oheim will, daß wir die Abendstunden noch mit ihm zubringen, und Vetter Mathias, Euer rechtschaffene Mann, neckt Euch oft genug über Eure Vorliebe für mich und sagt, er hätte allen Grund zur Eifersucht."

Es war ein Abschiedsabend, der auf diese Unterhaltung folgte. Wer hätte einen solchen nicht in seinem eigenen Leben kennengelernt? Jeder Moment ist da erfüllt mit den Thautropfen der Wehmuth und überglänzt von dem Sonnengolde höchster Liebe, und der Hauch jedes Wortes, der über die Lippe flieht, läßt das Herz wie der Windhauch die bethaute sonnenbeglänzte Wiese, in allen glänzenden Farben des Regenbogens erschimmern.

Meister Guldenmann war gesund nach der Kur des wackern Rabbi Löw, aber er war über siebzig Jahre alt und hatte längst sein Haus für den Fall seines Todes bestellt. Mathias Wellinger stand zwar noch in jener Lebensepoche, die man die besten Jahre

zu nennen pflegt, aber er war sehr leidend, und seine zarte schwächliche Gattin pflegte ihn mit unermüdlicher Treue. Das Haus in Magstatt, in dem Johannes seinen Kindheitstraum geträumt, war eben ein solches, das sich nicht verjüngt durch nachwachsende Kinder; das Leben darin schlummerte allmälich ein, und die Blüten der Gemächlichkeit, der Ruhe, des mildesten Friedens, der nie gestörten Sauberkeit waren, wie die schönen, stillen Wasserrosen auf der Fläche eines Teiches, ein zwar anmuthiges, aber untrügliches Zeichen des Stillstandes. Die jugendfrische Anwesenheit Johann Kepler's brachte neues Leben, eine mächtige Bewegung in diese liebliche Stagnation. Die Sorge für ihn, der Schmerz des Abschiedes, die Hoffnung auf seine Zukunft, das war der lebendige Quell, der durch den ruhigen Teich rauschte und zwar viele seiner Blumen wegriß, aber ihn auch vor der Gefahr des Versumpfens bewahrte.

Auf seinem Wege nach Tübingen rüstig vorwärts schreitend, dachte der wackere ‚fahrende Schüler' an das stille Haus und die liebenden Herzen in Magstatt mit milder Innigkeit, und die alten Leute dort segneten ihn, beteten für ihn, und sorgten freundlich für seine Bedürfnisse.

Wollte er zur rechten Zeit und pünktlich bei

Eröffnung der Kollegien in Tübingen sein, so konnte er in der schönen Residenzstadt Stuttgart sich höchstens so lange aufhalten, um in einem Gasthofe einen Krug Wein zu seiner Erquickung für den weiteren Weg zu trinken.

Er trat daher, als er über den Markt schritt, in die Thür des ersten, der sich ihm zeigte, ‚zur goldenen Traube' genannt.

Es war da eben ein gewaltig reges Leben, vornehme Herrschaften aus dem fernen Böhmen, die sich, wie er sagen hörte, auf einer großen Reise durch das ganze deutsche Land befanden, waren dort abgestiegen. In dem Hofe standen zwei stattliche Karossen, vergoldet mit Spiegelfenstern und an den Thüren mit einem Wappen geziert, und ein minder glänzender Wagen. In dem Gastzimmer, wo der fahrende Schüler bescheiden sein Ränzelchen und Baret an der Thür an seinen Stab gehängt hatte, saßen ein Paar gewaltig hochmüthig blickende, betreßte Herren, und erwiederten den höflichen Gruß des Jünglings nur sehr oberflächlich. Sie sprachen in einem Idiom, des dem jungen Schwaben ganz fremd, jedoch keineswegs eine gelehrte Sprache, sondern echtes Böhmisch war.

„Wenn's Euch nicht unangenehm ist, Herr Stu-

dente," flüsterte der Wirth in Kepler's Ohr, als er sich eben nach einem Sitze umsah, wo er seinen Wein in Ruhe genießen möchte, „so kommt unter die Laube im Gärtchen, dort ist es kühl und angenehm, auch seid Ihr ungestört da und zugleich niemandem im Wege. Hier in der Gaststube lärmen und befehlen schon seit vorgestern die böhmischen Bedienten der Herrschaft, die fast mein ganzes Haus innehat, und es hat schon ein paarmal Streit gegeben. Kommt, ich zeige Euch den Weg."

Johannes folgte ohne Widerrede und nahm auf der Bank in einer hübschen Weinlaube Platz, die trotz der späten Jahreszeit noch mit Trauben beladen war.

Fast versteckt von dem üppigen Geranke, saß der Jüngling dort und ließ, während er die glänzenden Fenster, Erker und Vorsprünge der Hinterfronte des Gebäudes betrachtete, seine Gedanken umherschweifen, die ihn zu all den Orten trugen, an welche für ihn sich Erinnerungen knüpften.

Er war bald in Leonberg, bald in Magstatt, bald in Ellmandingen oder in Maulbronn, hatte doch sein junges Leben schon an so vielen Orten heimatliche Wurzeln schlagen müssen, und überall,

wo er noch gelebt, hielt das Gefühl der Liebe seine Seele fest.

Wohl hing sein Auge an dem stattlichen Gebäude, um dessen Pfeiler, Vorsprünge und zierliche Balkons sich Rebgewinde schlangen, aber eigentlich sah er das Alles nicht, bis plötzlich sich die Thür öffnete, welche zu dem mittleren Balkon führte, und aus derselben ein Wesen trat, dessen ganze Erscheinung blendend wie ein Sonnenstrahl in die Seele des Jünglings fiel.

Es war eine junge Dame von unsäglicher Schönheit mit kindlichem Blick aus tiefen, wundervollen Augen und goldblondem Haare. Ihre Kleidung war ihrer Jugend angemessen und bestand in einem einfachen weißen Gewande, dessen große Kostbarkeit — denn es war mit mechler Spitzen besetzt — der fahrende Schüler in der Laube freilich nicht beurtheilen konnte.

Sie trat bis dicht an des Balkons Gitter von Schmiedeisen, um dessen Stäbe sich die dunkelrothen Ranken einer Jungfernrebe schlangen, und steckte sogar den schmalen Fuß in dem Schuh von Goldleder, den ein Strumpf mit durchbrochenem Muster kaum verhüllte, zwischen den Gitterstäben und dem Blät-

tergeranke hindurch und legte die kleinen schlanken Hände auf die Brüstung.

Sie hatte die Thür zum Balkon offen gelassen, wandte sich nach derselben und sagte einige Worte in einer fremden, prächtig klingenden Sprache. Einen Augenblick darauf trat eine Dame auf den Balkon, die dem engelhaften Mädchen so glich, wie die voll erblühte Rose der eben erschlossenen Knospe. Auch sie war blond, auch sie hatte dieselben dunklen Wunderaugen, und in ihren Zügen lag derselbe Ausdruck, der sanft und erhaben zwar Vertrauen erweckte, aber die Vertraulichkeit fernehalten mußte.

Kaum hatte sie sich auf den Balkon neben das Mädchen gestellt, als ein Vogel durch die geöffnete Thür ins Freie flog und sich auf die Laube setzte, in welcher Johannes seinen Wein zu trinken begonnen hatte.

Ja es war ein Vogel, daran konnte kein Zweifel obwalten, aber ein solcher, wie ihn die Augen des Studenten noch nie geschaut. Er hatte eine hochrothe Brust, grau und grün gemischte Flügel, einen krummen Schnabel, glänzende Augen mit goldgelben Ringen und ein reizendes, mit einer rothen Federhaube geziertes Köpfchen.

Die beiden Damen auf dem Balkon zeigten

sich sichtlich erschrocken. Die jüngere machte eine Bewegung, als ob sie sich über das Geländer dem schönen Vogel nachstürzen wollte, während die ältere sie mit dem Ausrufe: „Ah, Polixena!“ zurückhielt!

Der Vogel indeß, der Gegenstand dieses Schreckens, öffnete seinen krummen Schnabel und schwatzte Worte in verschiedenen Sprachen, unter denen Kepler ganz deutlich den deutschen Satz: ‚Sei gegrüßt, Kaiser Rudolph!‘ verstand. Dem Jüngling war zu Muthe, als ob er sammt der Weinlaube und allem Zubehör urplötzlich ins Feenland versetzt sei. Der Lärm, der sich indeß im ganzen Hause verbreitete, führte ihn in die Wirklichkeit auf eine ziemlich unsanfte Weise zurück; denn nach einem kurzen Augenblick, während dessen die ältere Dame einige Worte in das Zimmer gerufen hatte, erschienen Kellner und Diener, Hausknecht, Wirth und Zimmermägde mit Spießen und Stangen, um den Flüchtling zu haschen. Man schrie, man tobte, das junge Mädchen oben weinte und rang die Hände, und der verrätherische Flüchtling schwang sich unterdessen von Ast zu Ast, duckte sich unter die breitesten Blätter, flog endlich ungescheut auf den Weintisch in der Laube und setzte sich zuletzt ohne weiteres auf die Schulter Kepler's.

Leise lockte dieser den schönen Wundervogel und

hielt ihn fest an den Füßen, worauf er schüchtern aber sehr erfreut aus der Laube trat und den Damen oben den Gefangenen zeigte.

„Ah, da ist er, er ist gefangen,“ sagte die jüngere in sehr reinem Deutsch, das freilich einen etwas fremdartigen Akzent hatte, „geben Sie ihn in keine andere Hand als die meinige, bringen Sie ihn mir sogleich, mein Herr!“

Johannes eilte dem Befehle Folge zu leisten und trat im nächsten Augenblick in das Zimmer, wo die junge Dame fast zitternd vor Aufregung ihn erwartete. Ohne den Ueberbringer auch nur eines Blickes zu würdigen, nahm sie ihm ihren Liebling aus der Hand, streichelte sein gesträubtes Gefieder, und dann, als ob sie sich an eine Verpflichtung erinnerte, nahm sie schnell aus einer Chatoulle einige Goldstücke.

Ihre Absicht, mit denselben das Einfangen des Vogels zu belohnen, war so sichtlich, daß Kepler erschrocken zurücktrat und mit bebender Stimme sagte: „Ew. Gnaden irren sich — ich bin kein Diener des Hauses, sondern ein armer Student, der zufällig auf seiner Reise hier ausruhte.“

Die Dame erröthete. „Ich bin weit entfernt, mein Herr, Sie für einen Domestiken zu halten,“ sagte

sie, den ersten Blick auf den Jüngling werfend, „aber ich wagte auf Ihre Güte zu hoffen, die mir das Geschäft abnehmen würde, die etwas laute Dienerschaft für die Mühe, welche mein Vogel ihr gemacht hat, zu belohnen."

„Ich stehe zu Eurer Gnaden Befehl," entgegnete Johannes, und die Dame legte nun eine Summe in seine Hand, die ausgereicht haben würde, ein Jahrlang und länger alle seine Bedürfnisse auf der hohen Schule zu befriedigen.

„Ihnen, mein Herr," sagte sie dabei mit vieler Huld, „weiß ich nicht zu danken, der Dienst, den Sie mir geleistet, ist größer, als er Ihnen erscheinen mag; denn das schöne Thier, das Sie mir wieder gaben, ist mir nicht nur an und für sich lieb und werth, es ist noch überdieß ein Geschenk Sr. Majestät des Kaisers."

Während dieses kurzen Gespräches war auch die ältere Dame in das Zimmer getreten, eine Minute darauf erschien einer der Diener, die vor kurzem in der unteren Gaststube zu vornehm gewesen waren, um in Gesellschaft des armen fahrenden Schülers zu trinken, und präsentirte ihm auf einem silbernen Theebrette Wein und Honigkuchen. Die ältere Dame nöthigte den Jüngling sich niederzulassen und

nach wenigen Minuten fühlte Kepler zwischen den beiden Damen, die offenbar Mutter und Tochter waren, keine Spur mehr von blöder Befangenheit; denn beide sprachen so freundlich und einfach mit ihm, wie es selten eine Bürgerfrau oder ein Bürgermädchen bei der ersten Bekanntschaft zu thun pflegt.

Als er sich nach einer Viertelstunde unten in der Weinlaube bei seinem noch fast gefüllten Schoppen befand, war ihm zu Muthe, als ob er die Begebenheit nur geträumt, hätte nicht das Gold in seiner Hand ihn von der Wirklichkeit des Erlebten überzeugt.

Johannes Kepler war neunzehn Jahre alt; sein ernstes, den Studien gewidmetes Leben hatte ihn bis jetzt vom Umgange mit der weiblichen Jugend ferngehalten; war es da nicht natürlich, daß die Dame, der er vor kurzem einen kleinen Dienst geleistet, sich in seinen Augen zu einer Göttin verklärte? Die erste Liebe jedes reinen Jünglingsherzens ist fast immer eine erhabene Gestalt, die hoch über ihm in unerreichbarer Ferne steht und kein anderes Begehren erweckt, als das, anbetend zu ihr aufblicken zu dürfen.

Wie war der jetzige Moment in dem Leben des

Jünglings den früheren Stunden so ganz und gar unähnlich, wie schien alles um ihn und in ihm sich plötzlich umgestaltet zu haben.

Träumend, mit hochklopfendem Herzen saß er in der Laube, das Gold, das aus ihrer Hand gekommen war, lag auf dem Tische, vor ihm stand das unberührte Glas, um ihn wehte leise der Herbstwind. Die Welt war eine andere geworden, eine neue Sonne war in derselben aufgegangen, die ein glänzendes blendendes Licht über alle Gegenstände verbreitete.

Die Zeit, welche er rasten durfte, war verflossen; schon neigte sich die Sonne zum Untergange, und ihr röthliches Licht stahl sich in die schattige Laube und spielte auf der Steinplatte des Tisches, auf den glänzenden Goldstücken, in den funkelnden Tropfen des Weins.

„Wer sie nur gewesen sein mochte, die erhabene und liebliche Erscheinung? woher kam sie? wohin ging sie?" Diese Fragen beschäftigten die Seele des Jünglings auf das lebhafteste. Er wiederholte sich jedes ihrer Worte, er stellte sich ihren freundlichen Blick, ihr holdes Lächeln wieder und wieder vor, und dann durchzuckte ihn plötzlich der Gedanke, daß er ihr reiches Geschenk ja immer noch der Hausdiener-

schaft nicht abgeliefert hatte. Erschrocken sprang er auf, lief zu dem Wirth und bat ihn, die Leute zu versammeln, die sich für die Damen bemüht hatten.

Er empfing den Dank und die Kratzfüße aller, zahlte seine kleine Rechnung, und verließ das Gasthaus zur Traube, ohne den Muth gefunden zu haben, nach Namen und Stand der Damen zu fragen.

Als er die Stadt im Rücken hatte und auf der Heerstraße rüstig nach Süden zuschritt, das glänzende Abendroth zu seiner Linken und über seinem Haupte die ersten am Himmel aufblitzenden Sterne, legte sich allmälich der Aufruhr in seiner Seele. Es war ihm aber unmöglich, sich selbst über die Gefühle Rechenschaft zu geben, die ihn eine Stunde lang gleichsam auf Flügeln über alles Irdische, Gewohnte erhoben hatten.

Wenn er morgen bei guter Zeit in Tübingen eintreffen wollte, mußte er mindestens heute noch zwei Meilen gehen, und schon lag der frühe Herbstabend feucht und kühl über der Erde.

Er schritt also rüstig vorwärts, die schöne Gestalt schien wie auf dem Abendhimmel gemalt vor ihm herzuschweben. Der Weg war rauh und oft ziemlich steil, er fühlte es nicht, der Himmel hüllte sich allmälich in Wolken, und ein feiner Regen be-

gann niederzurieseln; er bemerkte es nicht. Plötzlich aber stieß er heftig mit dem Fuße an einen Stein, wankte, fiel und stürzte, so schien es ihm wenigstens, in eine jähe Tiefe, wo ihm wie in einem tiefen Schlafe das Bewußtsein alles Gegenwärtigen, nicht aber die Erinnerung an das schöne Frauenbild schwand, das seine ganze Seele erfüllte.

Er erwachte mit einem Gefühl, als ob ein Stein auf seiner Brust läge, und gewahrte, daß zwei Männer in der Dunkelheit der Nacht auf einsamer Landstraße neben ihm standen, die sich freundlich um ihn bemühten.

„Trinkt einen Schluck Wein, junger Mensch,“ sagte der Eine mit einer sehr wohlklingenden Stimme, „trinkt und versucht, ob es Euch möglich ist, nur zehn Schritte bis zu unserm Wagen mit uns zu gehen. Ihr müßt hart gefallen sein und dürftet leichtlich hier in nächtlicher Einsamkeit den Tod gefunden haben, wenn Gottes Schickung uns nicht eben zur rechten Zeit hierher geführt hätte.“

„Ich fühle keine Schmerzen, außer einem beängstigenden Druck auf der Brust,“ entgegnete Johannes, „ich danke Ihnen von ganzem Herzen für Ihre Güte, meine Herren; ehe ich aber von Ihrem freundlichen Anerbieten, mich in Ihrem Wagen aufzuneh-

men, Gebrauch machen kann, wünsche ich erst zu wissen, wohin Sie fahren, denn ich muß morgen bei guter Zeit in Tübingen sein."

„Um so besser," entgegnete der frühere Sprecher, „auch wir gehen nach Tübingen und mit unsern guten Pferden werden Sie jedenfalls schneller als zu Fuße dorthin gelangen. Stützen Sie sich fest auf mich, junger Mann, unser Wagen ist bequem, und wenn wir in Tübingen sind, wird Ihnen jede etwa nothwendige ärztliche Hilfe mit Leichtigkeit verschafft werden können."

Einen Moment darauf saß der Kranke in den weichen Kissen eines Wagens, einer der barmherzigen Samariter, die sich seiner angenommen, setzte sich neben ihn, der andere ihm gegenüber, und zwischen Schlaf und Ohnmacht schwankend, fühlte der Jüngling das Fortrollen des Wagens ohne Schmerz und Beschwerde.

Als die Sonne aufging, begrüßten die Reisenden die Wellen des jugendlichen Neckar und vorüber flog der Wagen an dichtbelaubten Rebhügeln, bis er endlich in das alterthümliche Thor hineinrollte.

Kepler fühlte sich jetzt vollständig wohl, nach einem leichten Husten und einigem Blutauswurf hatte sich der Schmerz auf der Brust gelegt, seine Besinnung

hatte sich wiedergefunden, und mit aufrichtigem Herzen sagte er seinen Rettern Dank für ihre Wohlthat.

„Seien Sie für den Augenblick noch unser Gast," sagte der ältere der beiden feingekleideten Herren, „so lange wenigstens, bis Sie sich bei dem Frühstück, das uns hier schon erwartet, von den Leiden und Strapatzen dieser Nacht erholt haben."

Kepler nahm die gütige Einladung mit Dank an und sah sich bald darauf in einem anständigen Hause bei einem reichversehenen Frühstücktisch zwischen seinen beiden Wohlthätern.

„Gestatten Sie mir," sagte er, als er sich hinlänglich gelabt hatte, „nun auch die Namen der Männer zu erfahren, denen ich soviel zu danken habe. Mein Name ist Johannes Kepler aus Leonberg."

„Da wir uns nur ebenso lange hier aufhalten als nothwendig ist, um gute frische Pferde zu besorgen, so können wir Ihrer Bitte allenfalls willfahren," entgegnete der, welcher fast immer gesprochen hatte, „zumal, mein werther Herr Kepler, Sie in mir einen Verwandten kennenlernen werden, dessen Namen Ihnen vielleicht nicht mehr ganz unbekannt ist. Ich heiße Johann Fickler, und mein ehrenwerther Gefährte ist Herr Herwart von Hohen-

burg, beide stehen wir im Dienste Sr. Gnaden des Churfürsten von Bayern."

Ein jäher Schreck durchzuckte den Jüngling bei diesen Namen. Seine beiden Wohlthäter waren Affiliirte der Gesellschaft Jesu und in dem strengprotestantischen Vaterlande Kepler's, auf der strengprotestantischen Universität Tübingen, mochte nichts ärger gefürchtet sein als die Jesuiten.

„Wie geht es Deiner Mutter, Vetter Kepler, und Deinen Geschwistern?" fragte Pater Fickler mit freundlicher Theilnahme. „Lebt auch Dein wackerer Großoheim Meister Guldenmann in Magstatt noch, und ist er durch die Kur des würdigen Rabbi Löw von seinen Leiden geheilt? und die vortreffliche Frau Wellinger, dieser Stern von einer Frau, geht es ihr auch nur halb so wohl als sie es verdient, so muß sie den Himmel auf Erden haben."

Einen Augenblick kämpfte in der Seele des Jünglings das anerzogene Vorurtheil gegen die Dankbarkeit und ein Gefühl der Zuneigung für einen Verwandten, den er so plötzlich in der Fremde fand. Aber seine natürliche Güte und Geradheit trug den Sieg davon.

Mit Herzlichkeit schüttelte er die dargebotene Hand seines Verwandten, dankte ihm nochmals für

die erwiesenen Wohlthaten und beantwortete alle seine Fragen so ausführlich als möglich.

Herr Herwart von Hohenburg hatte sich bei diesem Gespräch schweigend in einen Stuhl geworfen, während Johann Fickler lebhaft angeregt im Zimmer auf- und abging.

Als Johannes von seinem letzten Zusammensein mit seiner mütterlichen Freundin erzählte, trat Fickler mit glänzenden Augen vor seinen Gefährten und sagte: „Das ist eine Frau! man muß sie kennen, um sie beurtheilen zu können. Keine Heilige des ganzen Kalenders kann mehr echte wahrhafte Heiligkeit besessen haben, als sie; es soll mich nur verlangen, ob ihr hoher Verstand, ihre vielfachen und sehr reellen Kenntnisse und ihre sanfte reine Frömmigkeit ihr nicht noch früher oder später die tolle Verfolgung der Zeloten zuziehen werden, die diese Protestanten ihre Geistlichen nennen.“

Im Augenblick sich besinnend, wandte er sich dann aber an Kepler und sagte: „Verzeiht mir, Vetter, ich will weder Euch noch Euren Glauben beleidigen, wenngleich ich das Wort, das ich soeben sagte, nicht zurücknehmen kann. Hier werdet Ihr sie kennenlernen, Vetter, dieß Tübingen ist das schlimmste Nest dieses Gezüchtes. Hier findet Ihr

Jakob Andrä, der mit an der Konkordienformel gearbeitet und jeden, der nicht seiner Ansicht blindlings beipflichtet, wie der schlimmste spanische Großinquisitor verbrennen möchte. Hier ist Herbrand, und Stephan Gerlach, der nach der Türkei gereist ist, um mit den griechischen Christen einen Bund gegen die lateinischen zu schließen, was ihm freilich nicht gelungen ist, noch gelingen konnte, denn diese Herren alle, welche die Unfehlbarkeit des Papstes verspotten, glauben doch so fest an ihre eigene, daß ihnen jeder, der an derselben auch nur den leisesten Zweifel hegt, ein gräulicher Ketzer scheint. Nun, Vetter, Ihr werdet sie ja alle bald sehen, denn ich hörte vor nicht gar zu langer Zeit, daß Ihr in Maulbronn Euch zum Studium der Gottesgelahrtheit vorbereitet. — — Der Tausend, da seid Ihr dann auch wohl der fahrende Schüler, der gestern in Stuttgart der Frau Oberstburggräfin Polirena von Rosenberg ihren Papagei wiederbrachte. Ihre Frau Mutter, die Frau Gemalin des Oberstkanzlers von Pernstein, erzählte mir davon und nannte Euch einen feinen anmuthigen Jüngling. Es sollte mich freuen, wenn dem also wäre, denn die Bekanntschaft mit diesen sehr vornehmen und sehr würdigen Damen könnte Euch über kurz oder lang doch von großem Nutzen sein."

„Und wer war die junge Dame, ich meine die Weißgekleidete?“ wagte Johannes mit bebender Stimme zu fragen.

„Nun, wer anders als eben die Frau Oberstburggräfin Polixena von Rosenberg, die berühmteste Schönheit am Hofe Kaiser Rudolphs in Prag,“ entgegnete der Jesuit.

Ein leises Zittern ging bei dieser Antwort durch die Seele des Jünglings. Die Dame, zu der er seine Augen in Anbetung zu erheben gewagt, stand nicht bloß hoch über ihm auf der Stufenleiter des Lebens, sie war auch vermält, es war, als ob bei diesem Worte goldene Schwingen das Wesen, das sich seines jugendlichen Herzens bemächtigt hatte, über alles Irdische hinweg in den Aether trügen. Vergessen waren die harten Worte, die der Jesuit soeben über die Männer gesagt, denen er die höchste Ehrerbietung seines Jünglingsherzens entgegenbrachte.

Ohne ihm mit einem Worte zu widersprechen, half er seinen Schützern ihre Reiseeffekten von neuem ordnen, begleitete sie an den Wagen, der mit frischen Pferden bespannt schon bereit stand, und machte sich dann, sein Ränzelchen auf den Rücken

nehmend, auf, um in der fremden Stadt die kleine Wohnung aufzusuchen, die Besold ihm bereit hielt.

Eilftes Kapitel.

Das Winterhalbjahr war dem Studiosus Johannes Kepler auf der Universität Tübingen wie ein Traum verflossen. Bei seiner Prüfung und Immatrikulation hatte er in seinen Kenntnissen unter den fünfundzwanzig Studenten, die mit ihm zugleich die Universität betraten, den zweiten Platz erhalten, und ein untadelhaftes Leben machte ihn mehr und mehr der Achtung der strengen Männer würdig, zu deren Füßen er als aufmerkender Schüler saß.

Johannes Kepler war schon durch seine zarte Natur vor den Ausschweifungen der Unmäßigkeit, welche so häufig ein Fehler des deutschen Studenten sein soll, geschützt.

Die rohen Trinkgelage, nach denen, wie es in den Gesetzen der Universität heißt, diejenigen zur Strafe gezogen werden sollten, die sich ‚über beide Ohren vollgesoffen,‘ waren ihm von Hausaus ein Gräuel.

Liebschaften, die sonst wohl auch den bestgear-

teten Jüngling zerstreuen und von ernsten Studien zurückhalten, blieben ihm ferne; denn wie im hellen Silberlicht des Mondes kein Lustwandelnder wohl nach einer andern Leuchte verlangt: so verlangt kein jugendliches reines Herz, das sich von einer idealen Liebe überstrahlt fühlt, nach jenen unsauberen schnell erlöschenden Kerzen, die ebenso leicht die Hand, die sie trägt, verletzen als verunreinigen.

Johannes Kepler lebte nur seinem Studium.

Den Herrn erkennen und ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten, war der letzte höchste Zweck seines Strebens, und seine Seele, nicht bloß sein Ohr lauschte den Worten, die von den Lippen seiner Lehrer fielen.

Die Universität Tübingen war zur Zeit Kepler's hochberühmt durch die gewaltigen Bollwerke des protestantischen Glaubens, die sich dort felsenfest und felsenhart den Fluten des Papstthums und aller alten und neuen Ketzereien entgegenstemmten.

Die beiden Hauptpfeiler des Bollwerks, Jakob Andrä und Stephan Gerlach, hatte der Jesuit Johann Fickler dem neuen Studenten nicht ganz unrichtig, wenn auch mit einiger Uebertreibung, geschildert.

Jakob Andrä freilich war ein arger Zelot und unduldsam im allerhöchsten Grade, Stephan Gerlach

aber war, wenn auch vielleicht nicht gerade gütiger, doch bei weitem weltgewandter, wozu ihn seine Reisen in den Orient und sein Umgang mit vielen großen und vornehmen Leuten gemacht hatte.

Auch gegen Kepler, den fleißigen sittsamen Studenten, zeigte er viel Freundlichkeit, wenngleich diese sich nicht so weit erstreckte, daß Kepler dadurch den Muth gewonnen hätte, sich mit ihm über seine religiösen Zweifel auszusprechen.

Alle die Männer, welche in Tübingen an der Spitze der theologischen Fakultät standen, waren charakterfest, aufrichtig in ihrer Frömmigkeit, durchdrungen von der Wichtigkeit ihres Berufs, die Lehren Luther's, welche ihnen für das gereinigte Evangelium galten, zu verbreiten und vor jedem Angriff zu wahren; aber beinahe alle waren auch eigensinnig, kleinlich und ohne jene Erhabenheit des Herzens, die den Erlöser einst sagen ließ: ‚Es werden nicht alle, die zu mir sagen: Herr! Herr! ins Himmelreich kommen, sondern in allerlei Volk, wer Gott fürchtet und Recht thut, der ist mir angenehm.‘

Der gütigste, mildeste und wahrhaft christlichste der Lehrer Kepler's war ohne Zweifel Mathäus Hafenreffer, der Beichtvater des Herzogs Ludwig. Seine Seelengüte hielt selbst seiner strengen Orthodoxie das

Gleichgewicht, und wenngleich er die im Stifte studirenden Jünglinge oft und oft ermahnte, auf die einzige schmale Pforte des rechten Glaubens wohlzuachten, durch die man allein zum ewigen Leben gelangen könne: so that er ihnen doch ohne Unterschied Gutes, und war der besondere Freund des milden, stillen, und doch stets zum Selbstdenken geneigten Kepler.

Je länger dieser indeß dem Studium der Gottesgelahrtheit oblag, desto mehr kühlte sein Herz sich ab gegen dasjenige, was die Religionslehrer jener Zeit für das Hauptsächlichste des Christenthums hielten, die Punkte nämlich, in denen sie mit der herrschenden Kirche und untereinander uneinig waren. Die Lehre von der Allgegenwart des Leibes Christi erschien ihm höchst nebensächlich.

Er hatte den Muth, dieß auch in Gegenwart der strengsten Zeloten auszusprechen, ja sein Herz drängte ihn dazu, in einem Aufsatze seine Meinung auseinanderzusetzen, daß der Christ im heiligen Abendmahle die Frucht der Verdienste Jesu genöße und daß es dabei auf seine körperliche Gegenwart gar nicht ankäme.

Er hatte den Muth, diesen Aufsatz seinen Lehrern zu übergeben und erwartete mit sehnsüchtigem

Herzen den Bescheid derselben, aber er wartete vergebens und sein Herz ward schwer und schwerer, weil es keine Ruhe fand.

Außer seinen Freunden Besold und Bernecker hatte er keine Bekanntschaften angeknüpft, der Umgang mit der Natur war neben seinen ernsten Studien noch immer sein größter Genuß, und Sommer und Winter machte er weite Ausflüge in das freundliche Neckar- oder Ammerthal. Er erstieg den Oesterberg und labte sich an der heitern Aussicht, er ruhte auf dem waldgekrönten Scheitel des Spitzberges und schaute hin auf die blauen dämmernden Berge der schwäbischen Alp. Und, wunderbar! wenn seine Seele ermüdet war von den Spitzfindigkeiten theologischen Streites, eine Stunde, im Freien verlebt, machte ihn wieder heiter, lebenskräftig und muthig zum neuen Ringen nach der Erkenntniß des Herrn.

Im Frühling, wenn das neue Grün die Erde zu schmücken begann, richtete er seine Schritte am liebsten hinaus nach dem freundlichen Ammerthale. Dort breitet sich ein Teppich grüner Wiesen aus, der für Kepler's beobachtendes Auge eine reiche Fülle von Leben enthielt.

Am Boden im grünen liegend, beobachtete er

gern die verschiedenen Blütenfedern der Gräser, die vielfarbigen kleinen Blumen dazwischen, die das Grün in der Ferne mit Gold, Purpur und Lasur durchwoben, die Käfer, die sich tummelten, die kleine wie Gold glänzende Eidechse, die auf leichten Füßchen durch diese Wälder schlüpfte, und ohne zu denken, wenigstens ohne zu reflektiren, fühlte er die Güte Gottes mit beseligtem Herzen. Mehreremal schon war ihm auf diesen einsamen Wegen ein Mann begegnet, einfach, fast ärmlich gekleidet, mit bleichen gramvollen Zügen und leuchtenden Augen, die oft in die Ferne blickten und dann wieder mit Interesse die nächste Nähe zu beobachten schienen. Es war kein junger Mann mehr, und seine sehr saubere, schwarze, wenngleich fadenscheinige Kleidung bezeichnete ihn als einen Gelehrten.

Als diese Begegnung sich wiederholte, hielt der Jüngling es für angemessen zu grüßen, und der Andere dankte sehr freundlich, aber mit einiger Verlegenheit.

Auch auf der Straße begegneten die Beiden sich einstens, aber dort sah der Fremde so hartnäckig auf die entgegengesetzte Seite, daß ein Gruß unmöglich wurde.

Am nächsten Tage bemerkte Kepler auf der

Wiese den Fremden schon aus der Ferne und auch dieser sah ihn und ging auf ihn zu.

„Grüße Sie Gott! lieber junger Mann,“ sagte er mit einer sehr sanften freundlichen Stimme, „Sie sind, ich irre mich wohl nicht, der Student der Gottesgelahrtheit Herr Johann Kepler?“

„Ja, mein Herr!“

„Verzeihen Sie mir, daß ich gestern so entschieden Ihrem freundlichen Gruße auswich, es war nicht Unhöflichkeit von mir, sondern der Wunsch, Ihnen nicht zu schaden; es ist nicht gut für Sie, daß Sie Ihre Bekanntschaft mit mir öffentlich zeigen. — Erschrecken Sie nicht, ich bin kein Aussätziger, bin nicht unehrlich durch mein Gewerbe, bin auch kein Verbrecher, ich bin einfach ein Mann, der sich zugrunde gerichtet, weil er den Muth der Meinung hatte. Setzen Sie sich hierher zu mir, Herr Kepler, hier sieht uns niemand, und ich will Ihnen erzählen, weßhalb die Bekanntschaft mit mir Ihnen nachtheilig sein muß.

„Ich bin der Sohn eines berühmten Gelehrten und rechtlichen Mannes. Mein Vater war Peter Appian, der Hofastronom Kaiser Karl des V., und befand sich stets in der Nähe dieses Monarchen.

„Unter väterlicher Anleitung lernte ich früh

Interesse finden an der Schöpfung, vom Bau der Erde bis zum Bau des kleinsten Blütenblattes, und wer, der die Schöpfung liebt, müßte nicht Ehrfurcht und Liebe fühlen vor dem Schöpfer?

„Ich studirte die Wissenschaft meines Vaters. Sie war damals dem Menschen noch nicht, was sie jetzt zu werden verspricht, wir waren alle noch Gefangene auf dem kleinen Erdball; denn erst der große Gedanke des Kopernikus öffnete uns diesen Kerker und gestattete unserer Seele den freien Aufschwung in die unendlichen Räume des Weltbaues. Dennoch aber war ich glücklich und hatte meine Freude an dem erhabenen Streben des Mathematikers.

„Ich erhielt die Professur in Ingolstadt und lebte als geachteter Gelehrter dort im Umgang mit vielen wackern Männern.

„Junger Mann, wer Gott sucht, sei's in der Natur, sei's im Evangelium, der wird ihn finden; auch ich fand ihn, oder besser, er fand mich. Die Lehre Luther's fiel in mein Herz wie ein Sonnenstrahl. Sie löste — so meinte ich — die Fessel des Autoritätsglaubens und gab uns Gedankenfreiheit. Selbst durfte nun jeder das höchste Gut suchen, sei's in den heiligen Schriften, sei's in der heiligen Natur. So meinte ich, so wähnte ich —

als ich, zum Protestantismus mich bekennend, meine bürgerliche Stellung aufgab, und muthig Kreuz und Verfolgung duldete für — die Freiheit des Gedankens.

„Herzog Christian trug mir die Stelle des Mathematikers hier in Tübingen an, ich dankte ihm und dem Himmel dafür und ging hierher voll froher Hoffnung und festen Vertrauens.

„Ach, lieber Herr Kepler, das war nur ein kurzes Glück. Religionsstreitigkeiten empfingen mich hier und mit ihnen Verfolgungen. Herzog Ludwig wollte festgestellt wissen, was nun eigentlich geglaubt werden müsse, als ob die Wahrheit ein unveränderlicher Edelstein sei, den man schleifen, facettiren und wohl aufheben müsse. Das ist sie aber nicht, sondern sie ist — o mein junger Freund! ein lebendiger wachsender Baum, der seine Nahrung zieht aus der Erde und seine Krone, grünend, blühend, Früchte tragend, hinaufträgt in den Himmel. Diese gelehrten Theologen berietheu unter einander; die Konkordienformel, welche die rechten und einzig wahren Lehren des Lutherthums enthalten sollte, ward entworfen und jeder sollte sie unterschreiben. Das konnte ich nicht, ich am wenigsten von allen; wenn ich mich unter den Zwang eines Autoritätsglaubens gefügt, so wäre der, in dem ich erzogen

worden und der um vieles milder ist, als das strenge Lutherthum, mir der natürlichste gewesen. Ich unterschrieb die Konkordienformel nicht und opferte zum zweitenmal meine bürgerliche Stellung meiner Gewissensfreiheit. Herzog Christoph entließ mich hochwichtiger Ursachen willen meiner Professur und so friste ich mein und meiner alternden Gattin Leben kümmerlich durch Abschreiben.

„Aber nicht nur mein Amt und Brot habe ich hingegeben, auch meine bürgerliche Ehre hat man mir geraubt. Ich bin Appian, der Apostat! meidet mich, junger Mann, wenn Ihr nicht Euren Ruf als ein treuer und echter Anhänger der lutherischen Kirche einbüßen wollt.“

Mit Erstaunen und mit Schmerz hatte Kepler dem bleichen Greise zugehört.

Als dieser schwieg, hob er die thränenfeuchten Augen zu ihm empor und sagte Anfangs mit bebender Stimme, dann aber allmälich dreister werdend:

„O Herr! es geschehen noch Wunder, wie oft, wie flehentlich habe ich an dieser Stelle Gott gebeten, mir den rechten Weg zu zeigen, mich das Licht der Wahrheit finden zu lassen; in Euch gibt er mir einen lehrenden Freund, Ihr werdet mich führen und ohne Menschenfurcht will ich Euch folgen.“

Appian wehrte eifrig mit der Hand, als wollte er etwas, das ihn ängstigte, von sich fortscheuchen.

„Mit nichten, o mit nichten, lieber junger Mann," sagte er dann eifrig, „ich bin ein irrender Mensch und habe nur Eins, den Muth nicht zu lügen und nicht zu heucheln. Ihr strebt nach Erkenntniß Gottes, Gott ist die Wahrheit! und Gott erkennen lernt Ihr am besten aus seinen Werken. Kennt Ihr schon die Lehren des Kopernikus?"

„Nein, mein Herr, obgleich ich davon sprechen hörte."

„Mein Nachfolger, Professor Mästlin, trägt in seinen öffentlichen Lehrstunden allerdings noch die Lehren des Ptolomäus vor, wie er muß, da man die Lehren des Kopernikus im Widerspruch mit der heiligen Schrift hält; aber im vertrauten Zirkel erläutert er die Lehren des weisen Domherrn von Frauenburg mit vielem Geiste und großer Gelehrsamkeit, wollt Ihr ihn hören?"

Kepler bejahte eifrig.

„Wohlan, sagt ihm, daß Philipp Appian Euch sende, und Ihr werdet einen neuen Einblick in die Werke des Herrn und folglich einen neuen Aufblick zu Ihm selbst empfangen."

Professor Mästlin empfing den ernsten Studenten der Gottesgelahrtheit mit einigem Befremden. „Ich weiß nicht," sagte er, „ob die allerdings sehr einleuchtenden, sehr weisen Ansichten des frauenburger Domherrn Euch als Theologen nicht großen Anstoß geben werden; sie passen sehr wohl zu den Erscheinungen in der Natur, sehr schlecht aber zu den Worten der heiligen Schrift."

„Ich bin der Meinung," entgegnete Kepler sanft, „daß die natürlichen Dinge in der heiligen Schrift so besprochen werden, wie es der Fassungskraft der Menschen zur Zeit, da sie geschrieben wurde, angemessen war. Ist dieß doch auch so der Fall mit den übernatürlichen. Die Lehren höchster Weisheit und erhabenster Tugend sind in einfachen Gleichnissen gegeben, oder in wenigen, kurzen, leicht faßlichen, sich dem Gedächtniß schnell einprägenden Sätzen. Die Bibel ist darum nicht minder der Born der tiefsten und erhabensten Wahrheiten, weil sie dieselben verständlich auch für den Unwissenden ausspricht. Sobald der, welcher sich einige Kenntnisse zu erwerben Gelegenheit hatte, hieran festhält, wird er sie erst richtig verstehen und würdigen können."

Professor Mästlin warf einen schelen und erstaunten Blick auf den jugendlichen Sprecher.

Dieß Gesicht, so fein, edel und doch mit dem Ausdruck eines ernsten kräftigen Willens, war ihm früher schon unter den Studenten aufgefallen.

„Es wird mir eine Freude sein, Sie, mein Herr Kepler, in dem engeren Kreise meiner Freunde zu sehen, denen ich die Lehren des Kopernikus freilich als Hypothesen erläutere," sagte er, dem Jünglinge die Hand bietend.

Es war der bedeutungsvollste Moment im Leben Kepler's, denn dieser Handschlag eröffnete dem wißbegierigen Jünglinge den Weg zu seiner großen Lebensbestimmung und der Menschheit den Blick in die erhabenen Wunder der Schöpfung.

Als in der Abendstunde eines der nächsten Tage Johannes Kepler aus der Wohnung des Professor Mästlin zurückkehrte, lag ein hohes Roth auf seiner Wange und seine Augen leuchteten.

Es war eine klare und heitere Nacht, der Himmel stand voll blitzender Sterne und wie ein blendend weißer Schleier ergoß sich die Milchstraße über das Firmament.

Kepler trat ans Fenster und blickte empor und leise tönte es von seinen Lippen:

„Groß ist der Herr!

„Ja hier ist Wahrheit, reine heilige Wahrheit,"

sagte er dann, in seinem engen Zimmerchen auf- und abschreitend und die Hand auf das schlagende Herz gedrückt, das in sich aufgenommen hatte das heilige Bild von der Größe der Werke des Allmächtigen. —

Die Privatvorträge des Professor Mästlin waren von da ab der Mittelpunkt, um den sich die Gedanken des Jünglings drehten. Zwar versäumte er keine seiner theologischen Studien, aber je mehr er auf dem Wege, den er eingeschlagen, vorschritt in Erkenntniß der Größe und Erhabenheit der Schöpfung, die für seine fromme Seele Eins war mit der Erkenntniß der Erhabenheit des Schöpfers, desto kleinlicher erschien ihm das theologische Gezänke, das ihn umgab, desto niedriger die Leidenschaften, mit denen diejenigen einander haßten und verfolgten, deren hoher Beruf es gewesen wäre, Frieden und Liebe zu lehren.

Daß der junge geistvolle Student durch diese Denkweise, die er keinesweges verheimlichte, den Theologen großes Aergerniß gab, war natürlich. Jakob Andrä nannte ihn geradezu einen Ketzer und Abtrünnigen, und da die Zeit herannahte, wo Kepler sein Examen machen und eine Anstellung als Geistlicher erwarten mußte, die ihn in den Stand setzen sollte, seine Familie zu unterstützen, so war die Mei-

nung seines ersten und strengsten Examinators durchaus nichts unbedeutendes für den jungen Mann.

Auch Kepler's Freundschaft für Appian brachte ihm vielen Schaden in den Augen der stolzen Kirchenlichter, von denen seine irdische Wohlfahrt abzuhängen schien.

Es gab auch Stunden, in denen alles dieses mit drückender Schwere auf der Brust Kepler's lag, besonders dann, wenn ein Brief seiner Schwester ihn von neuem an die tausend Misére des elterlichen Hauses erinnerte.

Der Vater war vollständig verschollen, Heinrich die Plage der Mutter, die Geißel der Schwester. Christoph hatte seine Lehrlingszeit beendet und wanderte als Geselle. Die beiden an ihn gewiesenen, ihm so nahe stehenden weiblichen Wesen hofften auf ihn als ihre letzte einzige Stütze, und die naive herzige Art, mit der die jugendliche Schwester ihr Vertrauen zu dem Bruder ausdrückte, rührte diesen nicht selten bis zu Thränen.

Es ist etwas sehr Trauriges, daß das Fortkommen eines Mannes in der Welt so oft an Heuchelei und Lüge geknüpft ist und zu allen Zeiten geknüpft war; denn mit seinem Fortkommen ist in so vielen Fällen auch das irdische Glück seines

Nächsten und Theuersten verbunden und er muß nicht nur seine Selbstsucht, er muß sehr oft auch seine Liebe zum Opfer bringen, um der Wahrheit und Rechtlichkeit zu huldigen. Nicht bloß Brutus kam in die Lage, seine Söhne seiner Pflicht zu opfern, fast in jedes rechtlichen Mannes Leben kommen Momente vor, in denen er ähnliche Opfer bringen muß, und die Klagen, die der Vater, der Sohn und Bruder hören, das Elend, das sie als ein von ihnen hervorgerufenes erkennen müssen, wenn sie den Muth hatten, ihrer Meinung ihren Vortheil und ihr Fortkommen aufzuopfern, ist nicht nur eine Verschärfung, es ist eine Verzehnfachung der eigenen Entbehrungen und Leiden.

Je liebevoller ein Herz ist, desto schwerer wird es ihm, das Glück der Seinen dem erkannten Recht zum Opfer zu bringen, und für den liebreichen, warmherzigen Johannes Kepler war es ein furchtbarer Moment, als er bei seiner theologischen Prüfung seine, nach den Begriffen seiner Lehrer und Richter ketzerischen Ansichten aussprach.

Aber er sprach sie aus mit fester Stimme, obgleich mit bebendem Herzen.

Sein Zeugniß lautete: „Daß er sich zwar durch rednerische Talente ausgezeichnet habe, seiner Ge-

sinnungen und Ansichten wegen aber nicht fähig erachtet werden könne, Mitarbeiter an der würtembergischen Kirche zu werden.‘

Der Schlag war gefallen! Als Kepler aus dem Universitätsgebäude in sein Haus zurückkehrte und sich niedersetzte, um die Erfolglosigkeit seines dreijährigen Studiums in die Heimat zu berichten, fühlte er sein Herz schwer werden, Zweifel beschlichen ihn, ob er auch recht gehandelt, ob es nicht seine Pflicht als Sohn und Bruder, ja als Christ gewesen wäre, seine noch ungeprüften Ansichten zu verschweigen, bis er sie in einem reiferen Lebensalter bewährt oder nicht bewährt gefunden haben würde? Der Gedanke an den heftigen Kummer seiner Mutter, an den stillen tiefen Schmerz Apolloniens, an Gretchens bitteres Erstaunen machte ihm namenlose Pein. Auch die Zukunft lag grau und düster vor ihm, mit einem eigenthümlichen Grausen trat die Erinnerung an seinen Vater vor seine Seele. War dieser unglückliche Mann, der in seinem verfehlten Leben gleichsam eine Atmosphäre von Unglück um sich verbreitet hatte, denn etwas anderes als ein verdorbener Student wie er?

Während er noch in bangem Ringen auf- und niederschritt, klopfte eine leise Hand an seine Thür

und ohne seinen Ruf abzuwarten, trat Philipp Appian bei ihm ein.

„Ihr dauert mich vom Herzen, Johannes, mein Sohn,“ sagte der Greis mit großer Theilnahme, „und mein Bedauern ist nicht ganz ohne Selbstvorwürfe. Ohne die Bekanntschaft mit mir stündet Ihr sicherlich ganz anders an hiesiger Universität, wo Euer frommer Wandel und Eure seltenen Gaben und Kenntnisse, Euch alles unterthan machen würden, wenn Ihr nicht das Unglück gehabt hättet, Euch das Selbstdenken in einem Punkte zu erlauben, wo es nach der Meinung der Priester aller Sekten und Religionen nicht gestattet ist. Helfen kann ich Euch leider nicht, so laßt Euch denn von mir wenigstens einen guten Rath gefallen. Wendet Euch gänzlich den mathematischen Studien zu. Euch darf ich das sagen. Ihr seid der Mann nicht, der vor dem geringen Ansehen zurückschreckt, in dem dieselben jetzt stehen. Es wird Euch auch nicht als eine Entweihung Eurer Zeit und Gelehrsamkeit erscheinen, wenn Ihr als Mathematikus Kalender machen müßt, die niemand vielleicht liest als der Bauer und Ackerbürger. Ihr wißt, wie ich, daß die Wahrheit sich am sichersten finden läßt in der Natur. Glaubt mir, werther Herr Magister, es wird eine Zeit kommen—

unsere Ururenkel erleben sie vielleicht — in der das Studium des Mathematikers und Naturforschers sich als das höchste bewährt haben wird, dessen der menschliche Geist fähig ist. Es liegen unzählige Geheimnisse verborgen im Busen unsere Allmutter, die sie dem forschenden Menschengeiste allmälich stückweise überlassen wird. Die alten Aegyptier wußten das wohl und bildeten sie ab als Isis, deren Schleier niemand erheben durfte. Für den Schüler aber, der nicht seine Ehre, nicht seinen Nutzen, sondern die heilige Wahrheit sucht, für den erhebt sie selbst in geweihten Stunden den Zipfel dieses Schleiers und gestattet ihm freundlich, der erstaunten Welt die Wunder zu verkünden, die ihm offenbar wurden.

„Es wird eine Zeit kommen, Magister Johannes, da die große Isis dem Menschengeschlecht soviel von ihren Geheimnissen preisgegeben, daß das Angesicht der Erde dadurch verändert werden wird. Eine Zeit, von deren Wundern heute die Thoren als von Zauberei träumen, wo man den Blitz beherrscht und Wolken und Winden gebietet. — Dann wird vielleicht das Menschengeschlecht die Achsel zucken über uns und unsere Zeit, die sich anfeindet wegen eines Buchstabens der heiligen Schrift. Man wird in der Natur dann vielleicht nicht mehr Gott den Herrn suchen,

sondern allein den Nutzen und das Vergnügen, aber die bewährten, echten Jünger des Herrn werden zu allen Zeiten vor seinem Angesicht wandeln und Ihn in seinen Werken erkennen."

Der Greis hatte wie ein Begeisterter gesprochen und seine blauen Augen schimmerten in einem wunderbaren Glanze.

Er hatte den Blick nach oben gerichtet und ein göttliches Lächeln überstrahlte seine verfallenen Züge. Jetzt streckte er auch die Arme empor, er sah aus wie ein Schwan, der die Schwingen ausbreitet, um sich aus der Tiefe in den Aether zu erheben. Einen Moment lang stand er da wie von einem Sonnenstrahl, wie von dem Schimmer der Verklärung übergossen, dann wankte er, und sank, ehe noch Johannes ihn unterstützen konnte, zu Boden, eine sanft lächelnde Leiche. —

Von tausend unaussprechlichen Gefühlen bestürmt, kniete Johannes neben ihm nieder und drückte ihm weinend die gebrochenen Augen zu.

Wenige Wochen darauf erhielt der Magister Kepler einen Ruf als Lehrer der Mathematik und Moral an der Stiftsschule zu Grätz, dem er im An-

gedenken an den Rath seines dahingeschiedenen Freundes mit Freuden Folge leistete.

Zwölftes Kapitel.

Die Kindheit und früheste Jugend eines Menschen ist etwas ganz für sich Bestehendes, beinahe unabhängig von den Weltverhältnissen, die diese gesegnete Lebensepoche immer nur in sehr mittelbarer Weise berühren.

Jedes Kind ist wie ein Quell, der für sich aus Felsgestein oder Wiesengrund emporsprudelt, und eine Weile so für sich fortfließt. Die Mauern des Vaterhauses umschließen schützend das junge Menschenleben; nur indem die äußere Welt auf diese wirkt, wirkt sie mittelbar auf das Leben des Kindes.

Das eintretende Mannesalter aber bringt jedes einzelne Menschenherz in unmittelbare Berührung mit der Welt, mit seiner Zeit und ihren Forderungen und Strebungen, ihren Hoffnungen und Leiden. Da vereint sich der Quell mit dem großen Strom des Lebens und ist endlich nur ein Tropfen im Meere der Geschichte.

Wer das Leben eines Menschen mit Treue

zeichnen will, muß nothwendig auch seine Zeit zeichnen, denn nur in derselben und durch dieselbe wird der Einzelne das, was er an seiner Stelle ist.

Wir verlassen daher jetzt die unmittelbare Nähe Kepler's, um uns in Kreise von Menschen zu begeben, die von bedeutendem Einfluß auf die Zeit waren, in der er lebte und wirkte.

In einer gewölbten, von mächtigen Pfeilern getragenen Halle des alten Schlosses zu Ingolstadt, saß an einem mit Büchern und Papieren bedeckten Tische ein Mann, den wir schon kennen, der Jesuitenpater Johann Fickler, und schaute mit sehr ernsthaftem Blick eine Menge neben ihm aufgehäufter Rechnungen durch.

„Unerhört! unglaublich!" murmelte er dabei zwischen den Zähnen, „es ist der Ruin des Landes, es ist die Zerstörung der ganzen Zukunft. Wie ist es nur möglich, daß ein Mensch an solchen Dingen so ungeheures Behagen finden kann, daß er das Wichtigste und Nothwendigste darüber aus den Augen läßt. — Diese Fürsten Deutschlands sitzen wie das Haupt derselben, bis an den Hals in Schulden. Sie verpfänden ihre Städte und Zölle und borgen von Juden und Heiden, um sich ein Stück bemalte Leinwand anschaffen und mit einem glän-

zenden Rahmen versehen in ihrer Kunstkammer aufhängen zu können. Tausende und wieder Tausende für Gemälde verausgabt! und die Truppen schreien um Sold und saugen das eigene Land aus, weil sie leben wollen und essen und trinken müssen."

Er stand auf und schritt langsam in dem weiten Raume umher, die Arme übereinander gekreuzt, den Blick zu Boden geheftet.

Sein Nachdenken ward unterbrochen durch den Eintritt eines schlanken Jünglings, dessen adlige Gestalt gar wohl zu der Umgebung paßte, in der er sich befand.

Sein blondes Haar schloß sich schlicht um eine hohe, mehr spitze als breite Stirn, ein Ausdruck von Kraft lag um den festgeschlossenen, nicht eben kleinen Mund, und aus den stahlgrauen länglichen Augen blitzte sowohl das Feuer des Muthes als ein Strahl jener Intelligenz, die man mehr klug und schlau als genial nennen mußte.

„Ihr habt mich zu sprechen gewünscht, Pater Johannes," sagte der Eingetretene, indem er sich auf einen der mit dunklem utrechter Sammt ausgeschlagenen Lehnstühle niederließ, „was habt Ihr mir zu sagen, mein würdiger Lehrer?"

„Verzeiht, wenn ich Euch störe, Prinz Mari-

milian," entgegnete der Jesuit, indem er ebenfalls Platz nahm, „aber mich drängt die Nothwendigkeit, eine ernste Rücksprache mit Euch zu nehmen. Ihr seid, obwohl noch jung, an Jahren, an Ueberlegung und Nachdenken fast ein Mann, und die Noth dieser schweren Zeit erfordert einen solchen" —

„Sprecht ohne Umstände, Pater Johannes," unterbrach ihn Maximilian von Bayern, der Zögling des gelehrten und geistreichen Paters, „Ihr wißt, daß ich alles hören kann ohne zu erschrecken. Eure Miene, die Ihr sonst so wohl in Eurer Gewalt habt, zeigt, daß das, was ich jetzt hören werde, bestimmt ist, einen großen Eindruck auf mich zu machen."

Pater Johannes lächelte.

„Ihr seid klug, mein Schüler," sagte er dann, „und die Klugheit ist dieser Welt gegenüber die nothwendigste aller Tugenden. Es steht schlecht mit dem Lande, das zu beherrschen, Ihr berufen seid, schlechter fast wie mit allen andern Landen dieses zerstückelten heiligen römischen Reiches, wenn ich etwa die Erblande des Hauptes der Christenheit ausnehme. Euer Durchlauchtiger Vater ist ein gütiger Mensch, er ist ein Beschützer aller schönen Künste, ein würdiges Familienhaupt, ein guter Christ. Ein Herrscher aber, der in diesen Zeiten des Aufruhrs und der ketzerischen

Pest den Zügel des Regiments in fester Hand führen kann, ist er nicht; das schöne Erbe des Hauses Wittelsbach, das unter Euerm erhabenen Großvater zu einem festen Ganzen vereinigt wurde, steht auf dem Punkte auseinander zu fallen, wie eine Perlenschnur, von der man das Band löst, wenn Ihr, mein Prinz, nicht dazuthut."

„Hat Churfürst Wilhelm schon wieder einen Theil seines Landes verschenkt, verkauft oder verpfändet?" fragte der Prinz mit einem eigenen Lächeln.

„Freilich wohl, da seht diese Papiere durch, und das wird nicht der letzte sein. Zudem werden die Anforderungen der Protestanten in allen Orten und Staaten frecher und frecher. Es fehlt an dem Nothwendigsten ihnen mit Ernst entgegenzutreten, an einem kriegsgeübten, wohlbesoldeten und wohldisziplinirten Heere. Die Räuberhaufen, welche im Lande umherstreifend es aussaugen und sich Soldaten des Churfürsten Wilhelm nennen, haben seit länger als fünf Monaten keinen Heller Sold empfangen."

„Und was denkt Ihr, daß ich dabei thun kann, Pater Johannes?" fragte der Prinz und sein graues Auge schaute durchdringend in das schöne Angesicht seines Lehrers.

„Fordert Euern Antheil an den Regierungsgeschäften, mein Prinz, der Churfürst, Ew. Durchlauchtiger Vater, wird ihn Euch gerne abtreten und beginnt je eher desto lieber mit den Einrichtungen, die Ihr zu machen Euch vorgesetzt.

„Ein Heer, das aus dem Lande selbst ersteht, und das Land liebt, das es beschützen soll gegen äußere Feinde und innere Ketzereien, ist etwas, das kein deutscher Reichsfürst, das nicht einmal Kaiser Rudolph besitzt. Ihr wollt ein solches schaffen zur Ehre Gottes, zum Schutze unseres heiligsten Glaubens, und es wird Euch neben Euerm Vetter und Studiengenossen zum ersten Herrn und Fürsten der Christenheit machen.“

In diesem Augenblick ward die Thür von neuem geöffnet und in das Zimmer trat ein bleicher Jüngling, dessen dunkles Haar und Auge noch Zeugniß ablegte von seiner spanischen Abkunft.

Es war Erzherzog Ferdinand von Steiermark, Sohn des verstorbenen Erzherzogs Karl von Oesterreich und der Prinzessin Maria von Bayern.

„Schon hier, mein Prinz? ist Euer Werk so schnell beendet?“ fragte Pater Johannes den Ankömmling.

„Meine Vorbereitungen sind getroffen, ehrwür-

diger Herr, und mein Werk beginnt erst morgen, denn mit dem Anbruch des Tages mache ich mich auf die Pilgerfahrt zu unserer Frau von Loretto. Zu Füßen der Gebenedeiten, die den Erlöser gebar, will ich mein Gelübde niederlegen, nicht zu ruhen noch zu rasten, bis das Gift der Ketzerei ausgerottet ist in den Landen, die der Herr mir anvertraut hat, und sollte ich berufen sein, einst die Krone des römischen Reiches zu tragen, so will ich mich dessen würdig bewiesen haben, indem ich den allein selig machenden Glauben vorher zurückgeführt in meine eigenen Erblande.

„Pater Johannes, ich erhielt vor einer Stunde durch einen vertrauten Boten einen Brief von meiner erhabenen Mutter, beliebt Euch ihn zu lesen, er ist von Wichtigkeit.“

Der Jesuit durchlief die Zeilen mit raschem Blicke.

„In der That,“ sagte er dann, „Eure Aussichten auf den Thron des römischen Reiches scheinen sich mehr und mehr zu vergrößern. Die Heirat Sr. Majestät Kaiser Rudolphs hat sich abermals zerschlagen und der Zwist zwischen ihm und seinem Bruder Mathias lodert mehr und mehr in helle Flammen auf. Ihr habt allen Grund, Euch vorzu-

bereiten zu Euerm großen Berufe, und könnt das nicht würdiger, als indem Ihr die Stütze der Religion in Euerm Lande werdet und bleibet. Es scheint, als ob die Menschheit von einem Taumel erfaßt sei, der sie veranlaßt, nach allen Seiten hin über die Grenzen zu greifen, die Gottes Wille ihr gesteckt hat. Nachdenken über die heiligen Offenbarungen der Religion ist eine Thorheit, denn das Unbegreifliche steht über dem menschlichen Gedanken, es soll und muß in dankbarer Demuth als ein Geschenk göttlicher Gnade hingenommen werden und Religionsfreiheit ist ein Wort ohne Sinn und Begriff. Das Heil des Einzelnen und der ganzen Menschheit liegt im Glauben und zu diesem gelangt man nur durch die demüthige Ueberzeugung von der Unzulänglichkeit des menschlichen Verstandes, wo es sich um Gottes Erhabenheit handelt, ebensogut könnte man das Meer in eine Nußschale fassen, als mit menschlichem Geiste Gott begreifen, wir müssen ihn lieben und ihm in Demuth vertrauen. Die heilige von ihm selbst eingesetzte Kirche hat für alle Fälle des menschlichen Lebens die ausreichenden Gnadenmittel in Bereitschaft, in ihrem Schooße allein kann die Welt Frieden finden. Ketzerei aber, der Vorsatz zu sehen, wo man glauben soll, ist ein Auswuchs

am Baume der Menschheit, sie ist ein eiterndes Geschwür, das man heilen, und wo es nicht zu heilen ist, ausbrennen muß."

„Amen!" sagte Ferdinand und Maximilian, machte das Zeichen des Kreuzes und legte seine schlanke weiße Hand so fest auf die Platte des vor ihm stehenden Marmortisches, daß es schien, er wolle dieselbe zerdrücken.

Der scharfe Blick des Pater Johannes fiel in diesem Moment auf ein kleines vor ihm liegendes Buch. „Ah was ist das?" sagte er ziemlich lebhaft: „‚Neuer Kalender auf das Jahr des Herrn und Erlösers 1594, eingerichtet nach der neuen Zeitrechnung Papst Gregors des XIII., geschrieben und berechnet vom Magister Johannes Kepler, zur Zeit Professor der mathematischen Wissenschaften an der Stiftsschule zu Grätz.' Wie ist dieser Mann in diese Stellung, in diese Verhältnisse gekommen?"

Erzherzog Ferdinand erhob die meist gesenkten nachtschwarzen Augen und blickte ziemlich erstaunt auf seinen Lehrer:

„Ist dieser Mann, der sich mit Kalendermachen abgibt, eine so wichtige Person, daß seine Anwesenheit in meinen Erblanden von Bedeutung sein kann?" fragte er nicht ohne einige Empfindlichkeit.

„Verzeiht mir, Durchlauchtigster Herr," entgegnete der Lehrer. „In jedem Fall ist der Jüngling, der jetzt eine sehr geringe Stellung in Dero Erblanden einnimmt, eine bedeutende Persönlichkeit, die auf die Verwirrungen dieser Zeit wahrscheinlich nicht ohne Einfluß bleiben wird; Magister Kepler ist beides, ein großer Gelehrter und ein großer Schwärmer, er ist der Verfasser jenes Buches: ‚Ueber die Geheimnisse des Weltbaues,' von dem ich Ew. Erlaucht schon zu sprechen die Ehre hatte. Dieser Mann besitzt neben großen Kenntnissen einen gewissen ahnungsvollen Scharfsinn, und eine lebhafte, ja erhabene Phantasie. — Ein Zufall verschaffte mir seine Bekanntschaft, als er eben seine Studien begann. Ihr wißt vielleicht nicht, daß vor etwa vier Jahren Ew. Durchlaucht Frau Mutter mir den Auftrag gegeben hatte, der Frau von Pernstein und ihrer vermälten Tochter, der schönen Frau Polixena von Rosenberg, die sich auf einer Reise befanden, einige Briefe, sowie ihr in Perlen gefaßtes Bildniß zu überbringen.

„Die Frau von Pernstein ging nämlich mit dieser ihrer ältesten Tochter in ziemlichem Inkognito von Prag nach der Stadt Straßburg, um mit ihrem Herrn Bruder, dem Marquis von Mendoza, zusam-

menzutreffen, welcher, ohne Abschied zu nehmen, den Hof Heinrich des III. von Frankreich, an welchem er vorher als spanischer Ambassadeur geweilt, nach der scheußlichen Ermordung der beiden Herren von Guise verlassen hatte. Frau von Pernstein wünschte mit diesem ihrem Herrn Bruder sich in Familienangelegenheiten zu besprechen. Eure gnädigste Frau Mutter, welche mit festem Blick auf das erhabene Ziel hinstrebt, ihren Erstgeborenen zum Nachfolger Kaiser Rudolphs bestimmt zu sehen, war der Meinung, daß die geistreiche Frau von Pernstein und ihre Tochter Frau Polixena von Rosenberg, vielleicht etwas dazu beitragen könnten, den Oheim und Bruder und durch diesen seinen Herrn den König von Spanien Euren Aussichten günstig zu machen, und so bestimmte sie denn mich und einen zweiten unserer Brüderschaft zu einer Reise nach Stuttgart, wo die Damen sich aufhalten wollten, um dort und in der Gegend umher Nachforschungen anzustellen nach einem in jener Gegend seit längerer Zeit verborgenen Familienkleinod.

„Die Reise in mein protestantisches Heimatland ist nicht ganz ohne Gefahr für einen Mann meines Standes, doch machte ich sie, und entledigte

mich glücklich meines Auftrages. Als wir nun in der Nacht von Stuttgart nach Tübingen reisten, fanden wir am Wege einen fahrenden Schüler, der bei einem Sturze das Bewußtsein verloren hatte und elendiglich umgekommen wäre, wenn wir uns seiner nicht angenommen hätten. Dieser Jüngling nun, der damals die protestantische Gottesgelahrtheit studiren wollte, war Johannes Kepler. Seitdem habe ich ihn nie so ganz aus den Augen verloren. Es ist ein Mensch von vielem Geiste und einem warmen Herzen und ich hoffe zum Herrn, daß er in den Schooß der heiligen Kirche zurückkehren wird, wenn die Zeit seiner Erleuchtung gekommen. Es erfreut mich, daß er schon einen Schritt zur Umkehr auf den rechten Pfad gethan, indem er das theologische Studium aufgegeben."

Erzherzog Ferdinand hatte während dieser Erzählung ernsthaft vor sich niedergeblickt, jetzt schlug er plötzlich die blitzenden dunklen Augen auf und sagte:

„Ihr habt noch viele Verwandten und Gefreundete in Schwaben?"

„Ja, Durchlaucht, und auch Magister Kepler ist ein entfernter Vetter von mir."

„Dieses Land ist gegenwärtig der eigentliche Herd der Ketzereien im westlichen Deutschland;

sollte es dem Herrn gefallen, auf mein Haupt dereinst die Krone des deutschen Reiches zu setzen, so würde ich es für meine erste Pflicht halten, Männer wie Euch in die Mitte desselben zu senden, damit sie mit sanfter oder strenger Hand es in den Schooß der heiligen Kirche zurückführen. O die gebenedeite Mutter aller Gnaden wird mein Flehen erhören und mein Gelübde annehmen, es soll, es muß, es wird wieder ein Hirt und eine Heerde sein auf Erden. Zu unerhört, zu gräßlich schreien die Gräuel dieser Zeit zu Gott empor! — Wie viel edles und reines Blut hat die Erde getrunken in diesen letzten Jahren! Das Haupt der frommen Königin Maria Stuart fiel unter dem Henkerbeile der Ketzerin Elisabeth, die edlen Guisen wurden abgeschlachtet durch die Metzgerrotte dieses dritten Heinrich von Valois, ungerechnet der Ströme des Märtyrerblutes, das die Kriege verschlangen, und alles, alles dieß hat, wenn man näher nachforscht, nur einen Grund, den Abfall von der heiligen Kirche. Noch jung an Jahren und zur Regierung eines Landes berufen, in dem die Pest der Ketzerei mehr und mehr überhandnimmt, fühle ich, daß nur von oben mir die Kraft kommen kann, meine Regentenpflicht recht zu erfüllen. So gehe ich denn, wohin mich

meine Seele ruft, die heilige Jungfrau, die Gnadenreiche, wird mein Gelübde annehmen."

Er stand auf und wischte die Schweißtropfen von der bleichen Stirn, während Pater Johannes seinen Blick zum Himmel richtete und sich bekreuzte.

„Eure Frömmigkeit in Ehren! ich schätze Euer Gelübde und traue auf seinen Erfolg," entgegnete Maximilian von Bayern, „aber ich bin doch der Meinung, daß ein kriegsgeübtes Heer diesen ketzerischen Gräueln gegenüber ebenso wirksam sein wird als alle Gelübde."

„Eins thun und das andere nicht lassen," entgegnete Pater Johannes, „ohne die Hilfe Gottes wird alle menschliche Kraft und Macht zu nichte, aber nur selten läßt der Herr sich herab Wunder zu thun, nur in Fällen, wo die menschliche Kraft nicht ausreicht. — Der Herr verlangt, daß wir uns selbst zu helfen streben, bevor er mit seiner allmächtigen Hilfe einschreitet."

Die beiden jungen Fürsten erhoben sich nun und verließen das Zimmer ihres Lehrers, um sich in ihre eigenen Gemächer zu begeben.

Sowohl Ferdinand von Steiermark als Maximilian von Bayern waren erzogen in der tiefsten Anhänglichkeit an die katholische Kirche, mit welcher

sich dem traurigen Geist der Zeit gemäß ein wahrhafter Abscheu gegen Andersglaubende verband.

Dieser Abscheu lag keineswegs allein auf der Seite der katholischen Partei, wie man sehr leicht zu glauben veranlaßt wird, wenn man die Zeitschilderungen einseitiger Schriftsteller liest, er war gegenseitig, und die Protestanten gaben durch eine unsägliche Hartnäckigkeit den Katholiken Veranlassung zu Verfolgungen, die im eigentlichen Sinne nur Gegenwehr waren, ohne selbst untereinander Frieden, Einigkeit und Duldung zu üben.

Pater Johannes, der in seinem Zimmer allein geblieben war, fand unter den Briefen, die ihm noch vorlagen, wieder mehrere, die ihm diese betrübenden Zeitverhältnisse auf das Deutlichste schilderten, besonders solche, die aus Prag vom Hofe des deutschen Kaisers ihm anlangten. Kaiser Rudolph der II. war ein gelehrter und gutherziger Fürst, der sich mit denjenigen Wissenschaften, von denen seine Zeit träumte, so eifrig beschäftigte, daß ihm zur Erfüllung der schweren Regentenpflichten, welche diese Zeit auf seine Schultern gelegt, wenig Muße und noch weniger Lust blieb. Er war der älteste der sechs Söhne Maximilian des II., dem es während seiner zwölfjährigen Regierung in seinen Erblanden gelungen war,

alle Religionsparteien im Frieden zu erhalten, da er allen eine gleiche Duldung zutheil werden ließ.

Es gehörte dazu ebensoviel Güte als Klugheit, da jene Parteien einander aus allen Kräften haßten und anfeindeten, so daß das deutsche Reich gleichsam aus zwei einander entgegenflutenden Strömungen bestand. Sie in ein Bette zu leiten, war nicht möglich ohne Kämpfe, die an Schrecken den fürchterlichsten Naturereignissen gleichkommen mußten, so galt es denn, sie auseinander zu halten und jedem einen Lauf zu geben, daß seine erste Rapidität sich mäßige, bis sie sich dann mit einander in ruhigem Erguß vermischen konnten.

Es gehörte dazu eine wahrhaft hohe Weisheit, die weit über dem Niveau des Jahrhunderts stand, das in der äußeren Form der Religion den Bürgen ewiger Glückseligkeit jedes Einzelnen und der Allgemeinheit sah.

Weil unter den Priestern des katholischen Klerus sich Mißbräuche eingeschlichen hatten, weil sie als Menschen menschlich fehlten und im Bewußtsein ihrer ungeheuren Macht diese Fehler nicht verdeckten und entschuldigten, sondern zur Norm zu machen wagten; erhob sich der Priester Martin Luther und forderte für seinen Stand eine durchgreifende

Reform. Tausenderlei verschiedene Interessen mischten sich sehr bald in den Streit, den ein einzelner tüchtiger und das Gute aufrichtig wollende Mann mit einer Korporation begann, deren Macht tief im menschlichen Leben, ja sogar im innersten Heiligthume des Herzens wurzelt.

Luther befand sich sicherlich in der Lage des Zauberlehrlings, der eine mystische Gewalt entfesselt hatte, welcher Einhalt zu thun er nicht Weisheit genug besaß. Aber Luther war kein Knabe, der aus Vorwitz gehandelt, er war ein Mann, und seine Kraft lag in seinem ehrlichen Bewußtsein, das Gute erstrebt zu haben. Er ließ das Triebwerk, das er in Bewegung gesetzt, gehen, fest überzeugt, daß der große Meister der Welt im rechten Augenblick seinen Lauf regeln oder hemmen werde, und völlig ergeben in sein Geschick, falls es sein eigenes Leben zermalmen sollte.

Sein: ‚Ich kann nicht anders! Gott helfe mir! Amen!' war der Ausspruch vollster resignirtester Hingebung, und hätten nicht die Fürsten der Erde ihn beschützt, so wäre der arme Mönch sogut als seine Vorgänger Huß und Hieronymus von der mächtigen Partei, die er angegriffen, unter die Räder

geworfen, die er in Bewegung gesetzt, damit dieselben ihn zermalmend stehen blieben.

Fürchterliche Kämpfe, gräßliche Thaten, Leiden, die keine Zunge umfassend genug schildern kann, waren die Folgen der Worte Luther's und der entgegengesetzten Strebungen, die sie erweckten, und doch wer will die Menschheit tadeln, die all ihr irdisches Glück an dasjenige setzte, was über dem Irdischen steht; wer will sie tadeln, daß sie jede Freude, jeden Genuß der Sinne, den sie mit dem Thiere gemein hat, willig opferte für das Glück, in dem sie weit über allen andern Kreaturen steht, für die Erkenntniß Gottes!

Freilich kämpfte man um die in dichter harter Schale verschlossene Frucht, aber in diesen Kämpfen und durch dieselben, ward jene Schale des Vorurtheils, welche die Erkenntniß Gottes in äußeren Formen und Handlungen sucht, erweicht, so daß sie zu rechter Zeit springen und aus dem weichen Kern der Liebe der heilige Keim der Wahrheit sich entwickeln konnte, jener edle Keim, der, seine Wurzeln in die Erde senkend, seine Krone zum Himmel emporträgt. Denn nur in der Erkenntniß des Irdischen, des Erschaffenen, kann der Mensch das Unirdische, den unendlichen Schöpfer erkennen und finden. — Jede neue Erkenntniß einer Wahrheit, die der menschliche

Geist gewinnt, ist ein neuer Schritt zur Erkenntniß Gottes, denn Gott ist die Wahrheit! Aber nicht der Verstand allein muß suchen. Wer mit dem Verstande allein die Wahrheit sucht, der tritt noch als Schüler und ohne Weihe in ihr Heiligthum, und die Wahrheit, die er erschaut, kann nur eine halbe sein, weil er nur mit der halben Kraft seiner Seele forschte. Wer mit liebevollem Herzen den Herrn sucht in seinen Werken, der findet Ihn, der sich als Liebe offenbart im Kelche jeder Blume, als Allmacht im Wandel der fernsten Sonnen, als Schönheit im Sternenmantel der Nacht und im Duft und Farbenschmelz jeder Blüte, Ihn, der die Wahrheit ist, war und sein wird, weil Er der Anfang und die Vollendung des Weltalls ist.

Mit Rührung, mit Dankbarkeit und mit aufrichtiger Achtung vor ihrer Kraft und Opferwilligkeit müssen wir, die Kinder einer reiferen Zeit, auf die Mühen und Schmerzen unserer Vorfahren, welcher Partei sie auch angehörten, sehen, denn in ihren Kämpfen entwickelte sich das höchste Glück unserer Tage, die Duldsamkeit gegen die äußere Form der Gottesverehrung, welche es erst möglich macht, den Schöpfer in seinen Werken zu suchen und zu finden und ihn im Geiste und in der Wahrheit anzubeten.

Die, welche berufen waren, jene schweren Kämpfe zu kämpfen, bedurften wahrlich eines schützenden Schildes, und ihre unumstößliche Ueberzeugung, daß jene Aeußerlichkeiten, die sie entzweiten, schon der Kern und das Wesen der Wahrheit wären, gab ihnen denselben.

Vielleicht hätten jene harten Kämpfe weniger furchtbar sein können, wenn ein Mann von anderem Charakter das Haupt des deutschen Reiches und der Christenheit gewesen wäre. Rudolph der II. aber hatte für die Forderungen seiner Zeit nicht das Interesse des Herzens, obgleich er Katholik war der Bekenntniß und der Ueberzeugung nach und folglich einer der streitenden Parteien angehörte.

In Spanien am Hofe seines Oheims Philipp des Zweiten erzogen, hatte er von dorther einen Geist des Argwohns mitgebracht, der eigentlich seinem natürlich guten Herzen sonst fremd war, und der vielleicht der erste Grund ward zu den Zerwürfnissen mit demjenigen, der, solange er unverehelicht blieb, sein natürlicher Nachfolger war, dem Erzherzog Mathias, seinem ihm im Alter zunächststehenden Bruder.

Der Brief, welchen Pater Johannes aus Prag erhalten, und der seine Betrübniß so lebhaft erregte, daß er den schönen Kopf auf die zusammengeschla-

genen Hände stützte und eine Zeitlang in tiefe Gedanken versenkt dasaß, war von einer weiblichen Hand in lateinischer Sprache geschrieben und möchte in dem Deutsch unserer Tage also lauten:

‚Mein lieber Herr und verehrter Freund!

Zuvörderst meinen aufrichtigen und herzlichen Gruß und die Frage, wie es, werther Pater Johannes, mit Ihrer Gesundheit steht? Hoffentlich ist dieselbe von guter Beschaffenheit, denn das ist in unsern Zeiten doppelt und dreifach nothwendig. Wer nicht eine kernfeste Gesundheit und eiserne Kraft hat, der kann sich nicht erhalten in diesen Wirren, noch weniger mit aufrichtigem Herzen für das Gute wirken.

Hier, mein verehrter Freund, in unserm armen Böhmen, das nun schon seit so langen Zeiten religiöse Zwiste zerreißen, ist es ganz und gar schlimm und wird täglich schlimmer. — Gott erhalte den König! ist wohl das Gebet jedes treuen Böhmen, aber jetzt müßte man noch hinzufügen, Gott stärke und kräftige ihn auch, denn das ist besonders Noth.

Die Gelehrsamkeit ist am Hofe Rudolph des II. zu Hause, daran kein Zweifel; aber die Gelehrsamkeit kann unter Umständen für eine ungelehrte Frau recht lästig werden, besonders wenn sie sich in irgend-

einer nicht sehr liebenswürdigen Persönlichkeit breit macht. — Jetzt ist hier in Prag der wichtigste Mann der Herr Ritter Tycho von Brahe. Er ist aus Dänemark hierher gekommen, weil er sich mit dem Könige, der ihm zu anmaßend wurde, nicht mehr recht vertragen konnte. Der Ritter weiß alles, nicht nur was etwa hier in Prag oder im Böhmerlande, oder meinethalben auf dem ganzen Erdboden geschieht, — bei Leibe, das wäre eine Kleinigkeit, worüber er nur lächeln könnte! Er weiß, was auf dem Sterne Mars vorgeht, und er berechnet ganz genau, wann derselbe seine Reise um die Sonne macht. Um diesen wichtigen Umstand ganz bis ins Kleinste herauszubekommen, hat Kaiser Rudolph ihm das Schloß und die Herrschaft Benatek geschenkt, wo er bei Nacht nach den Sternen sieht und bei Tage mit seiner Familie nach seiner besondern Bequemlichkeit lebt. — Der Ritter von Brahe besitzt zwei ganz außerordentliche Dinge, nämlich eine ganz ungewöhnliche Nase von Silber und eine ganz gewöhnliche Frau — aber von Silber ist die sicherlich nicht, und ich würde übrigens nichts gegen sie einzuwenden haben, wenn der Herr Ritter nicht mir gerade die Ehre erzeigt hätte, seine Frau und seine Tochter zuzuführen. Letztere ist die verlobte

Braut des Herrn Tennagel, der hier eine ziemlich zweideutige Rolle spielt. Sie wissen, mein werther Freund, wie traurig das Verhältniß zwischen unserm Herrn und seinem erlauchten Bruder war und ist.

Der Herr Rath Tennagel nun steht im Solde des Erzherzogs Mathias. — Der Herr Ritter von Brahe aber ist des Kaisers größter und sicherster Wahrsager. Er liest in den Sternen, daß jede Vermälung Sr. Majestät Elend bringen, daß ein Sohn, der ihm geboren, das Schwert gegen den Vater ziehen werde.

Ach, Pater Johannes, mein verehrter Freund! muß einem da das Herz nicht wehthun? Ich weiß nicht, was von den Weissagungen der Sterne zu halten ist. Gelehrte Leute und große Geister glauben daran, diese aber sieht doch täuschend aus, als ob sie nicht aus den goldenen Sternen, sondern aus goldenen ungarischen Dukaten herausgelesen wäre.

Die heilige Jungfrau mag mir vergeben, wenn ich dem gelehrten Sternseher Unrecht thue!

Die Frau von Brahe wäre gewiß recht brav, wenn sie nicht eben Frau von Brahe geworden wäre. Sie ist eines Bauern Tochter, kann weder lesen noch schreiben, hat aber entschieden den Willen, als Frau des größten Sternkundigen die vornehmste Dame

vorzustellen. Das gibt Veranlassung zu gar vielen Lächerlichkeiten und zu noch mehrerem Aerger.

Gott erhalte den König, beschere ihm aber sobald als möglich — wenn nicht eine Königin, so doch — o Pater Johannes, es wäre gut, wenn der junge Erzherzog Ferdinand sich früh vermälte.

Die Gemalin dieses jungen Herrn müßte dann hier am böhmischen Hofe wie eine geliebte Tochter neben des Kaisers Majestät stehen und mit weiblicher Milde und Liebe auf das Herz des Herrn wirken! — Wie oft und wie freudig erzählt meine würdige Mutter von der Zeit, da sie als Oberst-hofmeisterin der erhabenen Mutter unseres Herrn hier lebte und wirkte.

Damals stand der ritterliche Kaiser Max in Mitte seiner Familie, neben seiner Gattin, ein Vater seines Volkes und seines Hauses. Der Hofstaat der Kaiserin Maria war dem Volke ein Muster aller Tugenden, schöne edle Frauen zierten ihn und waren Freundinnen der gütigen Monarchin, ritterlich umstanden die Ersten des Landes den Herrn der Christenheit, wie die Sterne den Mond umstehen.

Die Lobkowitz und Slawata, die Herren von Waldstein, Rosenberg, Martinitz, Eggenberg, Kinský, Lichtenstein, waren die Rathgeber des Kaisers, der

zu jeder Stunde seinen Unterthanen zugänglich blieb. Ach, mein Freund, den König Rudolph umgeben nur Stallknechte, Bärenwärter, fremde Alchemisten und Sterndeuter und den Weg zu ihm findet man nur durch Vermittlung seines Kammerdieners Lang, dieses Abschaums der Menschheit, dem alles feil ist, Ehre und Treue und Gewissen.

Kann unter diesen Umständen überhaupt etwas Kräftiges gethan werden für die heiligste Sache des Glaubens?

Und ich sollte etwas thun, etwas erwirken können? Pater Johannes, glauben Sie, daß Ihre Freundin Polirena die Frau ist, welche fähig wäre, die Wege einzuschlagen, die hier allein zum Ziele führen können?

Als ich mich entschloß, zumtheil auf Ihren Rath, mein Freund, die vierte Gattin eines Mannes zu werden, der dreißig Jahre älter war als ich, hoffte ich allerdings wirken zu können für die Kirche und mir einen Platz zu erwerben in der Reihe mit Recht gepriesener Frauen, indem ich meinen jugendlichen Einfluß auf meinen Gemal verwendete zur Ehre Gottes und der heiligen Jungfrau.

O, mein Freund! Dieser Gatte, dessen Lebensabend ich zu verschönern hoffte, einer der wenigen Räthe

Kaiser Rudolphs, auf deren Treue er baute, ist hinübergegangen in die Ewigkeit und hat mich zurückgelassen, eine schutzlose Witwe. — Meine Mutter hat außer mir noch neunzehn Kindern das Leben gegeben und sorgt mit Eifer, daß jedes derselben seinen Platz finde auf Erden, wo es wachsen und gedeihen möge. Meine Schwester Franziska ist die Gemalin des Fürsten von Caserta, meine Schwester Elvira Nonne im Kloster der heiligen Klara in Wien, meine Schwester Bibiana Fürstin von Castiglione. — Ich bin eine reiche, junge, vielleicht auch schöne Witwe.

O, Pater Johannes, können Sie wollen, daß ich Einfluß erhielte auf des Kaisers Majestät? — würden Sie nicht lieber mit eigener Hand einen scharfen Dolch in das Herz senken, das Sie selbst bildeten zu Ehre und Recht?

Ich begann diesen Brief im Tone des Scherzes, ich will ihn nicht enden mit einem Schrei der Verzweiflung. Mein Freund! mein Lehrer! mein Vertrauter seit so vielen Jahren, wissen Sie, wonach meine Seele sich sehnt? — Der Vetter meiner Mutter, Don Gracias de Mendoza Marques von Cannete, war lange Zeit Vizekönig jenes großen Landes auf der jenseitigen Erdhälfte, das Ferdinand Cortez entdeckte und eroberte. Einst — es sind nun schon Jahre vergangen

seitdem — schrieb er an meine Mutter und begehrte meine Hand von ihr. Damals erschauerte mein junges thörichtes Herz vor dem Gedanken, über das Meer zu gehen und alles zurückzulassen, worin ich mein Glück fand. — O tausend, tausend Mal wünsche ich jetzt, daß ich dem Rufe gefolgt wäre, der mir nun eine Stimme Gottes scheint. Dort in der schönen Natur, deren Pracht Don Gracias mit beredter Zunge pries, als Gebieterin eines Volkes, dessen Herzen ich dem Heilande hätte gewinnen können, an der Seite eines thatkräftigen, ritterlichen Mannes, wäre mein rechter Platz auf Erden gewesen. Dort hätte ich wirken können, dort hätte ich Glück gefunden, Befriedigung aller Sehnsucht meines Herzens. O, mein Freund, warum erkennen fast alle Menschen ihren eigentlichen Lebensberuf erst dann, wenn es zu spät ist.

Don Gracias hat sich nicht vermält, jetzt schweift er umher auf den Wellen des Ozeans dem Sturmvogel gleich, fern von der Heimat und ohne Sehnsucht nach einem häuslichen Ruheplatze.

Manchmal meine ich, ich müßte nun gleich diese wüste Welt verlassen und in heiligen Mauern meine Zuflucht suchen — vielleicht dürfte dieß einst sogar das Einzige sein, was mir übrigbleibt — aber meine

Seele ist nicht geschaffen zu träumerischer beschaulicher Ruhe. — Ich möchte wirken, solange es Tag ist, ich muß die Liebe, die mein Herz erfüllt, ausströmen lassen auf meine Mitmenschen, indem ich ihnen nach Kräften Gutes erweise.

Ach mein verehrter Freund, was dabei in mein Gedächtniß kommt!

Erinnern Sie sich des Jünglings noch, der in Stuttgart in der Weinlaube saß, und dessen edle, sanfte Züge wir von meinem Fenster aus mit Theilnahme betrachteten?

Durch Sie erfuhr ich später seinen Namen, Johannes Kepler, und daß er einem adeligen, obschon zurückgekommenen Geschlecht angehöre, sogar mit Ihnen verwandt sei.

Nun von diesem Jüngling wird hier am Hofe Kaiser Rudolphs gar viel gesprochen, und zwar von Personen, die Macht und Einfluß besitzen.

Aus dem Munde der Frau Katharina von Brahe hörte ich zuerst von ihm. Sie klagte mir, als sie mich mit ihrem Besuch beehrte, die große Noth, die ihr Mann hätte, der keinen Famulus finden könne, gelehrt genug, um seine weisen Gedanken fassen zu können. Die Dame spricht nur wenig deutsch, ver-

steht das Čechische gar nicht, und daß es eine Sprache gibt, die man französisch nennt, weiß sie wohl kaum.

Es gab also so manche Mißverständnisse in unserer Unterhaltung.

‚Einen einzigen Mann gibt es in der Welt,‘ meinte Frau von Brahe endlich, ‚von dem mein Tyge sagt, daß er ihm nützen würde, derselbe müßte jedoch vorher schwören, sich nicht zu drehen, da dieß ganz gegen meines theuern Tyge Ansicht ist.‘

Ich war erstaunt über diese Anforderung des gelehrten Herrn, glaubte aber, die Dame habe sagen wollen, der bewußte Mann müsse etwa seine religiöse Meinung nicht ändern oder dergleichen, aber Frau Katharina sprach mit Bestimmtheit von wirklichem Drehen und fügte hinzu, der gewünschte Famulus ihres Gatten heiße Johannes Keplerus Leomontanus und sei zur Zeit Professor am Stift zu Grätz. Der Name fiel mir auf. Warum sollte ich es Ihnen läugnen, verehrter Freund, daß er mein Herz erbeben ließ in wehmuthsvoller Erinnerung. Als ich den, der ihn führt, durch einen Zufall kennenlernte, stand mein Leben in seiner höchsten Blüte. Mein Gatte war Oberstburggraf von Böhmen und der Kaiser überhäufte ihn mit seiner Gnade.

Mit welchen Hoffnungen trug sich mein Herz! Keine, keine davon ist in Erfüllung gegangen.

Ich erkundigte mich genauer nach dem Jünglinge und — gewiß, es war derselbe, der damals vor mir wie vor einer himmlischen Erscheinung stand.

Ein großer Gelehrter und zwar ein solcher, wie er hier am kaiserlichen Hofe am meisten gilt, war aus ihm geworden; denn das werden Sie doch wissen, mein Freund, daß man hier nur zweierlei Wissenschaften schätzt, die, welche sich damit beschäftigt, Gold zu destilliren aus allen möglichen Dingen, und die, welche darüber nachsinnt, warum der Himmel oben und die Erde unten ist. — Da ist nun fern in einem Lande, das noch zumtheil von Heiden bewohnt wird, ein gelehrter Domherr gewesen, welcher gesagt, die Erde, auf der alles so fest steht, drehe sich wie ein Kreisel um sich selbst und laufe dabei zugleich um die Sonne, und die Sterne am Himmel, die sich auch zu bewegen scheinen, thäten dasselbe. — Diese Meinung hat Herr Kepler in einem Buche, welches er: ‚Die Geheimnisse des Weltbaues‘ nennt, erklärt.

Sie wissen, Pater Johannes, daß ich sonst eigentlich keine Freundin bin von müßigen Spekulationen; aber das Buch des jungen Magisters hat mich wun-

derbar gerührt und ergriffen. — Die täglichen Erscheinungen des Sonnenauf- und Unterganges, der Wechsel der Jahreszeiten, die anscheinenden Unregelmäßigkeiten des Laufes der Planeten sind darin so gut erklärt, daß man mit dem Schreiber die herzinnige Freude theilt, die er an der Schönheit, Einfachheit und herrlichen Ordnung der Werke Gottes findet.

Herr von Brahe aber ist der Ansicht, daß die Sache so nicht zugehen könne, wie der Domherr Kopernikus und Magister Kepler meinen. Er hat berechnet, daß zwar die Planeten sich um die Sonne bewegten, diese aber sodann mitsammt den tanzenden Planeten alle Tage um die ruhende Erde wandere. Er führt sehr viel Gründe dafür an, von denen einige sich auch auf die heilige Schrift beziehen, vor allen aber meint er, die Welt könne so groß nicht sein, daß unsere ungeheure Erde darin nur zu einem beweglichen, sich drehenden Pünktchen würde, und er hat nun den Wunsch, daß der gelehrte junge Magister in Grätz seine Ansicht der Welt in einem Buche mit ebenso beredten und edlen Worten erkläre, wie die des Kopernikus. — Dieß war es nun, was Frau von Brahe meinte, als sie mir sagte,

ihr gelehrter Mann mache an seinen Famulus die Forderung, sich nicht zu drehen.

Ich scherze, mein verehrter Freund! Was bleibt dem Menschen übrig, als zu scherzen über die Wirren, die er nicht lösen kann. So wenig ich indeß von den Sachen verstehe, über welche jene Herren streiten, und so müßig ihre Spekulationen mir zu sein scheinen, so hat das Buch des Magisters Kepler mich doch sehr erfreut, ja recht eigentlich gerührt. Er spricht über diese an sich dem Menschen wohl sehr nutzlosen und gleichgiltigen Dinge aus einem Gesichtspunkte, der mir das Herz erwärmt, indem er in den Anordnungen der Natur nur die Weisheit und Größe des Schöpfers sucht und findet. — Wie traurig, daß ein so frommer Mann ein Feind Gottes und der heiligen Kirche ist. Ihn in den Schooß derselben zurückzuführen, wäre ein Werk, würdig Ihres großen Herzens und Geistes.

Diesen langen Brief, mein theuerster Freund und Lehrer, habe ich auf meinem Witwensitze Raudnitz geschrieben, wohin ich mich seit vierzehn Tagen zurückgezogen. — Seit so langer Zeit ist auch bei mir eine arme Trauernde, die Tochter meines würdigen Freundes, Georg Popel von Lobkowic.

Dieser edle Mann, dieser treue Pfeiler der

heiligen Kirche, ist von dem Kaiser plötzlich ohne Grund all seiner Ehren und Würden entsetzt und in ein uns bis jetzt noch unbekanntes Gefängniß geschickt worden. — Diese traurige Nachricht muß leider den Schluß meines Briefes sein.

O, es ist eine schwere Zeit, in der wir leben! Pater Johannes, Sie sind ein Mann, der viele Fäden des Geschickes in weicher und starker Hand hält, helfen Sie uns diese neuen Wirren lösen, helfen Sie uns, rathen Sie uns!

Kein Wort mehr! ich habe Ihnen alles gesagt, was auszusprechen möglich ist, und mein Herz fühlt sich erleichtert.

Schließlich empfehle ich Sie und alles, was Ihnen theuer ist, dem Schutze der heiligen Jungfrau.

Polixena Gräfin von Rosenberg,
geborene von Pernstein.'

Pater Johannes las diesen langen Brief wieder und wieder, und jedesmal schien er ihn mehr zu interessiren und zu betrüben.

Er stützte den Kopf in die Hand und tiefe Seufzer entstiegen seiner gepreßten Brust. „Armes, schönes unglückliches Weib," sagte er endlich, „daß auch Dein Geschick hineingerissen ist in den Strudel dieses Elends, o das ist schrecklich und schrecklicher

noch für mich als für Dich. O Polixena, Du Stern, der meiner Jugend so strahlend aufging, Du Rose, deren Erblühen ich mit Entzücken beobachtete, Dich! Dich! Dich! soll ich bluten lassen und vergehen auf dem Altar, dem ich mein Ich hingegeben. O Gott! Herr des Himmels und der Erde, o gebenedeite Jungfrau, all Ihr Heiligen und Märtyrer aller Zeiten, erbarmt Euch ihrer und meiner!" —

Seine Stirn war bleich, wie vom Finger des Todes gezeichnet und seine Lippe bebte. Es schien, als ob alles Leben und Fühlen des starken Mannes sich auf einen Punkt konzentrirt habe, und wie er so auf- und abschritt in der hohen gewölbten Halle, durch deren Bogenfenster die Abendsonne ihre letzten glühenden Strahlen warf, da hätte auch ein hartes Herz Mitleid gefühlt mit dem Unglücklichen, dem das Leiden jede Nervenfaser auseinander zu ziehen schien.

Es war indeß nur ein Moment, mit einer heftigen Anstrengung faßte er sich zusammen, sein Wille bekam von neuem Gewalt über sein Aeußeres und mit rascher Bewegung nahm er von der Wand sein Baret und schritt aus dem Saale.

Eilig, als ob er auf der Flucht sei, ging er durch mehrere Korridors des schönen Gebäudes, das,

den Paters der Gesellschaft Jesu gehörig, außer einem Offizial und vierzehn Ordensbrüdern zur Zeit auch die beiden erlauchten Zöglinge Ferdinand und Maximilian beherbergte.

An einer Spitzbogenthür von dunklem Eichenholz blieb er, wie um Athem zu gewinnen, ein Paar Augenblicke stehen und klopfte dann zweimal mit leichter Hand, worauf von innen eine tiefe volle Stimme: „Herein," rief.

Pater Johannes machte das Zeichen des Kreuzes an Stirn und Brust und stand eintretend in einem Zimmer, das mit dunklem Eichenholz getäfelt, mit Fenstervorhängen von dunklem utrechter Sammt verziert, einen gewissen düstern Charakter an sich trug, der sehr wohl übereinstimmte mit dem Aeußern der Person, die sich allein in demselben befand.

Es war ein Greis mit dunklen Feueraugen und einer Gesichtsfarbe, die allen Klimaten der Erde Trotz geboten zu haben schien. Jetzt war die pergamentartige Haut des schmalen adlerartigen Gesichtes von tausend feinen kleinen Linien durchfurcht, das Kinn war spitz, die hohe Stirn stach wachsbleich ab gegen die braunen Wangen, und eine Hand weiß wie Elfenbein mit schimmernden bläulichen Nägeln lag auf der Lehne des Armsessels, in welchem er ruhte.

„Gelobt sei Jesus Christus!“ redete der Greis den Eintretenden mit jener wunderbar vollen Stimme an, die man schwerlich in diesem gealterten Körper gesucht hätte.

„In Ewigkeit Amen!“ entgegnete Pater Johannes. „Ehrwürdiger Vater, ich wünsche mein sündiges Herz zu erleichtern durch das Sakrament der Beichte.“

Franz Xaver, der hochberühmte Jesuiten-General, der Apostel des japanischen Reiches, in welchem er die Jahre seiner Jugend und seines Mannesalters unter tausendfachen Anfechtungen, Leiden und Kämpfen zugebracht hatte, erhob sich von seinem Sitze und ertheilte dem vor ihm niedergeknieten Johannes seinen Segen.

„Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, sprechen Sie, mein Bruder, damit ich Ihnen durch die Gnadenmittel der Kirche Frieden geben kann.“

„Mein Vater,“ sagte der Beichtende, indem er die Hand auf sein Herz drückte, „es ist nicht ein einzelnes Vergehen, was ich einzugestehen habe; um mich Ihnen verständlich zu machen und Ihre heiligen Befehle zu empfangen, muß ich Ihnen die Geschichte meiner ganzen Vergangenheit mittheilen.“

„Sprechen Sie, mein Bruder!“

„Wohlan denn, ich bin in Schwaben geboren und ward in der protestantischen Religion erzogen, der ich anhing ohne weitere Prüfung. — Ein Verwandter von mir, der Bildschnitzer Johannes Guldenmann in Magstatt, hatte mich gern und unterstützte mich, da ich von Jugend auf entschiedene Neigung für die Wissenschaften und namentlich für das Studium der Sprachen hatte, so daß ich als dreiundzwanzigjähriger Jüngling für einen gelehrten Kenner aller bekannten Idiome galt. Der schlichte Bürger, der zu jener Zeit in seinem Fache ein Künstler von Ruf war, hatte mancherlei Verbindungen mit reichen und vornehmen Personen und so auch mit den Herren Fugger in Augsburg, durch deren Vermittlung ich einen Ruf erhielt in das Haus des Herrn Wilhelm von Rosenberg, der mich zur Führung seiner ausgedehnten Korrespondenz und zum Ordnen seiner großen Bibliothek brauchen wollte.

„Ich war dieser Stellung mehr als gewachsen und hatte noch viele Zeit zu meiner Verfügung, die ich darauf verwendete, in den Häusern der vornehmen Böhmen Unterricht in Sprachen zu ertheilen.

„Auch in dem mit Kindern gesegneten Hause des Oberstkanzlers Wratislaw von Pernstein erhielt

ich Zutritt und unterrichtete dort zwei junge Fräulein, Polixena von Pernstein und ihre Freundin und Studiengenossin Eva von Lobkowic, deren Vater, der Oberstburggraf Georg Popel von Lobkowic, mich mit Güte überhäufte.

„Meine genaue Kenntniß der spanischen Sprache und Literatur erwarb mir die Zuneigung der edlen Frau von Pernstein, die, von Geburt eine Spanierin, eine hohe Stelle am Hofe der kaiserlichen Gemalin Maximilian des II. eingenommen hatte.

„Damals lebte sie nur noch für ihre Familie; denn am Hofe des unvermälten Kaisers trieben Frauen ihr Wesen, die nicht gemacht waren zum Umgang mit einer Dame von hohem Geschlecht und ebenso hohen Sitten.

„Die beiden Fräulein, die ich unterrichtete, waren noch Kinder, aber beide besaßen einen seltenen Geist und leuchtende Schönheit und beide hingen mit vollem Herzen an mir.

„Mein Vater, es war eine glückselige Zeit, die ich damals verlebte!

„Herr Wilhelm von Rosenberg hatte einen jungen Bruder, der wie der Ahnherr des Hauses Peter Wok von Rosenberg hieß und damals in Ungarn gegen die Türken kämpfte.

„Dieser Herr gehörte der Glaubenspartei der Utraquisten und die Familie war dieserhalb in großer Betrübniß.

„Als er zurückkehrte, sandte Herr Georg Popel von Lobkowic, der Vater des Fräulein Eva und Freund des Herrn von Rosenberg, einen Mann in das Haus, wo ich lebte, dessen Anwesenheit eigentlich den Zweck hatte, den Herrn Peter Wok in den Schooß der heiligen Kirche zurückzuführen; es war der würdige Jesuitenpater Lukas Perger, der nun auch Beichtvater meines Gebieters wurde.

„Seine Anwesenheit verursachte tägliche Gespräche über die verschiedenen Glaubenslehren der verschiedenen Sekten, und mit Erstaunen, das an Schrecken grenzte, ward ich inne, wie wenig ich eigentlich wußte von dem, was doch dem Menschen das Heiligste und Wichtigste sein muß. Das junge Fräulein Polirena erhielt von Lukas Perger religiöse Belehrungen zur Vorbereitung für ihre erste Beichte und Pater Perger gestattete mir denselben beizuwohnen.

„Mein Vater! zweierlei fiel zugleich in mein Herz, das Samenkorn der Wahrheiten, welche die heilige Kirche lehrt, und — einer tiefen Liebe zu dem schönen frommen Kinde. Es war die Thorheit eines

Jünglings, denn Polixena stand so hoch über mir, wie der Mond über dem Quell, der sein holdes Bild in stiller Tiefe trägt; aber diese Liebe so hoffnungslos als rein, war doch die Triebfeder aller Handlungen meines Lebens.

„Ich spreche zu Euch, mein Vater, der Ihr an Gottes Statt steht, wie ich Gott dem Herrn meine Seele öffne. — Hätte es einen Weg gegeben, mir den Besitz des Engels zu erringen, der all mein Denken und Fühlen erfüllte, ich hätte ihn eingeschlagen.

„Aber ob ich auch der größte Gelehrte der Welt, der tapferste Kriegsmann, der erhabenste Künstler wurde, die Tochter des Oberstkanzlers von Böhmen blieb für den armen Johannes ein unerreichbarer Stern.

„Es waren der Kämpfe viele, die ich kämpfte, und das Resultat derselben war, daß ich mein eigenes Ich gänzlich und für immer aufgebend, mich der erhabenen Verbrüderung anschloß, die dem höchsten Zweck der Menschheit ihr Dasein geweiht hat, der Ausbreitung und Wiederherstellung der heiligen Kirche.

„Mein Vater, wer das Glück nicht gewinnen kann, nach dem das Herz sich sehnt, der muß unter-

gehen in dem Jammer der Erde oder sich aufranken zum Himmel.

„Ich habe all meine Kraft hingegeben dem einen heiligen großen Zweck und ich wage es zu sagen vor Gott und Ihnen, ich habe die Sache gefördert, der ich mich hingab.

„Ich habe, ohne mit der Wimper zu zucken, ein Schwert in mein Herz gebohrt, indem ich meinen Einfluß — ach er war mächtiger, als ich zu hoffen gewagt — aufbot, um Polirena das engelhafte Kind zur Ehe mit einem Manne zu bewegen, der als Freund und Rathgeber Kaiser Rudolphs der Ausbreitung der reinen Lehre, der Unterdrückung neuer Ketzereien Schutz gewähren konnte. — Ich habe zwei Prinzen erzogen, die in kurzem auf ihren Thronen mit aller Macht kämpfen werden für die heilige Kirche, kämpfen mit verschiedenen Waffen; denn Maximilian wird als ein Krieger, Ferdinand als Staatsmann den reinen Glauben verbreiten. Ich wirke mit Eifer dafür, dem einen dieser Prinzen den Kaiserthron zu sichern, da sein Rival, König Mathias, um seinen Ansprüchen größere Macht zu geben, der Ketzerei Zugeständnisse macht. Ich lenke jetzt das Herz meines zweiten Zöglings, daß er seine Kraft gebraucht, um früher als beim Tode

seines schwachen Vaters die Zügel der Herrschaft in seine Hände zu nehmen. — Mein Vater! mein Vater! ich glaube meine Pflicht gethan zu haben gegen unseren mächtigen Orden und die heilige Kirche, und kein Opfer, das ich brachte, ist mir zu groß erschienen. Jetzt aber — lest diesen Brief — Polirena, das edle, geistvolle Weib, dessen Herz Wachs ist in meiner Hand, kann, wenn sie will, die höchste Gewalt erringen über den schwachen Kaiser. — Ein Wort, ein Federzug von mir, und sie ist ihm, was Gabriele d' Estrées dem vierten Heinrich, dem Bearner. Es wäre meine Pflicht, das Wort auszusprechen und — ich kann es nicht. Ich konnte das Meisterwerk der Schöpfung zu einer Ehe ohne Liebe bestimmen, aber es war ein Mann von hoher Ehre und milden Sitten, es war der reichste und bravste Mann seiner Zeit, dem sie ihr junges Leben hingab.

„Soll ich sie jetzt in Kaiser Rudolphs Arme legen und von der Welt das Götterbild mit Koth bewerfen lassen? Sie würde eine Heilige bleiben, welchen Platz meine Hand ihr auch anwiese im Getriebe dieses Lebens, denn der Diamant verliert seinen Werth nicht, ob er auch im Staube liegt. Mein Vater, meine Beichte ist vollendet, straft mich, wenn mein Zweifel ein Fehler ist gegen mein Ge-

lübde, aber entzieht mir Euern Rath nicht, dem ich mich unterwerfen werde als der Stimme Gottes."

Pater Johannes erhob sich von den Knieen, sein schönes Gesicht war aschenbleich und große Schweißperlen standen auf der hohen glatten Stirn.

„Mein Bruder," sagte Franz Xaver, „obgleich Deine Zweifel eine Sünde sind gegen Dein Gelübde, so sind sie doch menschlich und natürlich, was wäre jede Tugend, wenn sie nicht Kämpfe kostete? Eben aus der Sündhaftigkeit der menschlichen Natur geht ja die höchste Blüte der Menschheit, die Tugend, erst hervor. — Deine Zweifel aber stammen aus dreifachem Fehler, aus einem irdischen Stolz, der die Ehre vor der Welt höher setzt als die Ehre vor Gott. — Wenn Donna Polixena die Geliebte des schwachen und leitbaren Kaisers wird, so büßt sie zwar ein ihre Ehre vor den Menschen, aber ihre Ehre vor dem Herrn wird groß sein, wenn sie auf ihrem Platze ernstlich wirkt zum Heil der Kirche. — Oft, mein Sohn, ist das, was den Menschen unsere Schande däucht, der Anfang unserer allerhöchsten Ehre. Habe ich das nicht selbst erfahren, und ist es nicht tausendmal vor meine Seele als Erinnerung und Mahnung getreten in ähnlichen Fällen?

„Siehe, ich stand auf dem Markte zu Niphon,

ein junger Priester des Herrn, und verkündete sein Evangelium. Ueber mir wölbte sich der blaue Himmel, um mich standen die wunderlichen Gebäude jener Hauptstadt, vor mir drängte sich ein Schwarm von Zuhörern. Fremd diesem allem, hatte ich keine andere Stütze, als meine Liebe zu dem Herrn, dessen Wort ich verkündete. Ich sprach von der Demuth und erläuterte des Heilandes Wort: ‚So Dir einer einen Backenstreich gibt, so halte die andere Wange auch hin.' — Ich sah Lächeln auf den Lippen meiner Zuhörer, ich hörte ihr Geflüster, bemerkte ihr Achselzucken. Plötzlich trat einer aus der Menge auf mich zu, sah mir mit klugen Augen scharf ins Gesicht und warf lachend seinen Speichel auf meine Stirn.

„Mein Bruder! noch in diesem Augenblick brennt die Demüthigung jenes Moments auf meiner erröthenden Wange. In meinem jugendlichen Herzen siedete mein spanisches Blut auf, meine Faust ballte sich krampfhaft — aber Dank sei es der Barmherzigkeit des Heilandes, die Erinnerung an sein Leiden und Sterben trat vor meine Seele. Hatte man doch auch ihn mit Dornen gekrönt, geschlagen und angespieen, wie viel geringer war die Beleidigung, die

mir geschehen, und um wie viel mehr mußte ich armer sündiger Mensch geneigt sein, zu verzeihen.

„Ich wischte das unsaubere Zeichen der Schmach aus meinem Angesichte, ich neigte mich vor meinem Beleidiger und sagte laut und vernehmlich: ‚Obgleich ich den Schimpf, welchen Du mir angethan, auf das Tiefste fühle, so verzeihe ich Dir um des Heilandes willen und hoffe, daß Er Dir ins Herz sieht, das Opfer meines weltlichen Hochmuths als ein Zeichen der Dankbarkeit für sein Leiden und Sterben anerkennen wird,‘ und dann fuhr ich in meiner Rede fort. — Mein Bruder, an diesem Tage taufte ich die ersten fünfzig Japanesen, unter ihnen auch meinen Beleidiger. — Wende das Beispiel eines geringen Dieners Gottes an auf die edle Dame und Du wirst ruhig sein — wenn Du den zweiten Fehler, aus dem Dein Zweifel stammt, überwunden. Dieses ist die weltliche Liebe zu einem Weibe. Ich zweifle nicht, daß dieselbe vollkommen rein sei von aller schmutzigen Lust der Sinne, ein solcher Zweifel wäre eine Herabwürdigung Ihres Standes, aber mein Bruder, Sie, der Sie wie ich, Ihre ganze Seele einer einzigen erhabenen Liebe, der zu dem Heilande und seiner Kirche, gewidmet haben, Sie dürfen nichts und niemanden lieben, als insoweit er ein Werkzeug

zur Erhebung derselben ist. Wenn Donna Polirena als Liebling des Kaisers das Herz desselben so leitet, wie die Kirche es will und befiehlt, dann erst dürfen Sie sie lieben als eine Schwester im Herrn. Der dritte Fehler ist der schlimmste, Sie haben gewagt, selbst zu denken, zu urtheilen, zu prüfen. Das ist eine sündliche Auflehnung gegen das Gesetz, das Ihnen befiehlt, blindlings zu gehorchen, ohne zu prüfen, ohne zu grübeln. Wissen Sie, können Sie wissen, ob Donna Polirena nicht von jeher bestimmt war, an der Seite des Kaisers zu stehen? — Sind Sie der Geist, der die Bewegungen der mächtigen Körperschaft lenkt, von der wir beide ich und Sie nur unbedeutende Glieder sind? Gehorchen ist Ihre Pflicht und die Erfüllung derselben das einzige Verdienst, was Sie sich erwerben können. — Sie sprechen von Ihren Verdiensten um unsern Orden und die heilige Kirche? Sie, der nicht neben einem schönen Mädchen stehen konnte, ohne in Liebe für es zu entbrennen?"

„Mein Vater!" entgegnete Pater Johannes, dessen Wangen sich geröthet hatten bei den harten Worten seines Oberen, „vergessen Sie nicht, daß ich dem Orden noch nicht angehörte, als" —

„Ich vergesse nichts," entgegnete Franz Xaver mit Hoheit, „im entgegengesetzten Fall würde ich

Todsünde nennen, was ich jetzt nur als Fehler bezeichne. — Gehen Sie hin, mein Bruder, beten Sie vor dem Altare des heiligen Franziskus sechs Pater und sechs Ave und möge es dann Ihre eigentliche Buße sein, an Donna Polirena zu schreiben und ihr in einer Art, die ihre Sittsamkeit nicht beleidigen kann, auseinander zu setzen, welches Opfer ihre Pflichten zum Heile der Kirche und des Staates von ihr fordern."

Pater Johannes erhob sich und schwankte hinaus nach der Kapelle, wo er, die Stirn auf die Marmorstufen des Altars gelegt, die Hand auf das Herz gedrückt, jene Kämpfe weiter kämpfte, deren Reihenfolge sein Leben ausmachte.

Dreizehntes Kapitel.

Nach dieser unerläßlich nothwendigen Abschweifung kann ich mir erlauben, den Helden meiner Erzählung von neuem eine Weile Schritt für Schritt auf seinem Lebenswege zu begleiten.

Man hatte ihn als Lehrer der mathematischen Wissenschaften an die protestantische Stiftsschule in Grätz geschickt, und dort, in einer der schönsten Gegenden Europa's, stand er zum erstenmal in seinem

Leben mit dem Gefühl der Selbstständigkeit einem Amte vor, das ihm die Gelegenheit gewährte, seine Pflichten aus Neigung zu erfüllen.

Kepler's Sehnsucht nach Erkenntniß, sein heißes Streben nach dem höchsten Gute, konnte im Studium der Gottesgelahrtheit keine Befriedigung finden, wohl aber fand seine reine Seele mit Entzücken, mit tausendfacher Freude, die Erkenntniß des Herrn in der Kenntniß seiner Werke.

Der große Gedanke seines Vorgängers Kopernikus hatte wie mit einem Zauberschlage den Kerker gesprengt, in dem sich vor ihm der menschliche Geist gefangen sah. Der entfesselte Genius erhob seine Schwingen und eilte im großen Gebiete unseres Sonnensystems, von Stern zu Stern, die einfachen Gesetze zu suchen, nach denen die erhabenen Wunder geschehen, deren Schönheit das Menschenauge anstaunt, im Sonnenauf- und Untergange, im Wechsel des Mondlichtes, in der Verschiedenheit der Jahreszeiten auf Erden, im Wandel der Planeten und in der anscheinend festen Stellung jener goldenen Himmelslichter, die für das beobachtende Menschenauge sich seit Jahrtausenden nicht verrückt haben.

Die einfachsten Werkzeuge mußten dem jungen Gelehrten bei seinen Beobachtungen genügen, da er,

mit Geldmitteln nur spärlich versehen, in seinem Herzen auch die Verpflichtung fühlte von dem, was er erwarb, einen Theil an Mutter und Schwester zu geben.

Sein Amt gab ihm neben seinem Gehalte auch das Recht, in dem protestantischen Stift zu wohnen, und eine Reihe von vier freundlichen Zimmern hätte ihm eigentlich zugebote gestanden, aber die Witwe seines Vorgängers Georg Stad besaß kein Vermögen und es war dem freundlichen Herzen Kepler's unmöglich, sie aus der Wohnung zu verweisen, in welcher sie die Tage ihres kurzen ehelichen Glückes genossen; so theilte er denn mit ihr, indem er die beiden Hinterzimmer für sich behielt und die beiden nach der Murgasse hinausgehenden Vorderzimmer ihr überließ.

Hier, in diesen vom Geräusch der Welt geschiedenen Räumen, überließ der Jüngling sich mit einem heiligen Eifer den Arbeiten, die ihn zur Erkenntniß Gottes führen sollten.

Er machte keine Bekanntschaften; denn in der Abgeschiedenheit erzogen, war ihm eine gewisse Schüchternheit zueigen, die ihn trotz seines weichen Herzens, das nach Liebe und Geselligkeit Verlangen trug, von der Welt fernhielt.

Die Lehrer an der gelehrten Anstalt, die mit ihm zusammen arbeiteten, lernte er natürlich kennen und stand bald mit ihnen in einem freundlichen Verhältnisse; aber selbst von ihren Familien hielt er sich fern. Es zog ihn nicht in weibliche Gesellschaft, er trug ein Ideal in seinem Herzen, das ihn anspruchvoll machte, und die Gespräche der jungen Mädchenwelt über Putz, Tanz und die kleinen Vorgänge der Stadt hatten für ihn kein Interesse.

Als rüstiger Fußgänger fand er seine Zerstreuung in der herrlichen Umgegend seiner neuen Heimat, und gerne weilte er auch in dem von den Ständen neugegründeten Joanneum, das eigentlich eine Ergänzung der älteren Stiftsschule, Wohnungen für protestantische Studenten und Lehrer und die protestantischen Geistlichen der Stadt enthielt.

Ein großer neuangelegter Garten mit Hecken, Blumenstöcken und Ruhesitzen unter einigen alten Bäumen machte ihm diesen Aufenthalt, besonders in den kurzen Zwischenzeiten der verschiedenen Lehrstunden, angenehm. Dort verzehrte er, unter einem Baume ruhend, sein einfaches Frühstück und beobachtete das Leben und Wogen der kleinen Welt in seinen Zweigen, dachte liebevoll an seine fernen

Freunde und freute sich Gottes in den kleinsten Werken seiner Schöpfung.

Seine Amtsarbeiten waren nicht wenige, und sie wurden ihm erschwert durch den Widerstand seiner Kollegen und der protestantischen Geistlichkeit gegen so manche von der katholischen Partei unterstützte nothwendige und nützliche Neuerung, zum Beispiel die Einführung des neuen Kalenders. Die protestantischen Geistlichen waren außer sich über dieselbe und ihre Antwort an Herzog Ludwig von Schwaben, als derselbe sie wegen dieser Angelegenheit befragte, ist wohl werth, daß man sie einer spätern Zeit bekannt werden lasse.

Für Kepler aber war es ein Glück, daß die Arbeiten seines Amtes seinen Neigungen und Fähigkeiten so ganz und gar angemessen waren und es mit jedem weitern Fortschritt auf der Bahn der Erkenntniß immer mehr und mehr wurden.

Die Anfertigung des Kalenders war eine seiner Amtspflichten. Er hatte sie Anfangs für die unwürdigste von allen gehalten, denn Prophezeiungen des Wetters und die Schicksale der hohen Häupter füllten einen guten Theil dieses verbreitetsten aller Bücher aus.

Aber auch hier fand er bald, daß der Wahrheit

dienen, Gott dienen heißt, und Kepler verstand es, der Wahrheit zu dienen auch da, wo er die Irrthümer seiner Zeit respektiren mußte. Im Gewande humoristischen Scherzes gab er unumstößliche Lebenswahrheiten seinen Zeitgenossen als Weissagung der Sterne, er mischte verständige Verhaltungsregeln unter die Wetterprophezeiungen, und seine Zeitgenossen, die ihn da, wo er für die höchsten Wahrheiten kämpfte, nicht verstehen konnten, huldigten ihm da, wo er mit leiser Hand den Quell des Irrthums, den er nicht verstopfen konnte, in ein möglichst unschädliches Bette leitete.

Magister Kepler, der Verfasser der Geheimnisse des Weltbaues, galt im deutschen Reiche sehr bald für einen großen, aber eigensinnigen Astrologen, der seine geheimnißvolle Weisheit nur ungern, nur gezwungen denjenigen mittheile, die ihn um dieselbe baten.

Von Arbeit ermüdet, saß er im Garten des Joanneums. Es war ein Maiabend, im ersten Jahre seines Aufenthaltes in Grätz, und über ihm in den Zweigen einer alten Eiche sang eine Nachtigall.

Er hatte den uralten schönen römischen Denkstein betrachtet, den man dort aufhob, und seine Gedanken schweiften in die Zeit zurück, da jener viel-

leicht von einem liebenden Herzen einem Theuern Vorangegangenen gesetzt worden war.

„Damals hat vielleicht schon diese Eiche als junger Baum hier gewurzelt und auf ihren kleinen Zweigen hat eine Nachtigall gesungen wie jetzt," dachte er.

„Welche Wechsel der Zeiten, der Herrscher, der menschlichen Ansichten und Einsichten hat dieser Baum erlebt, und welche wird er noch erleben, bevor sein mächtiger Stamm ausgehöhlt in Staub zerfällt!

„Was ist Zeit? der immer rinnende Strom des Lebens, den wir nach dem Tropfen messen, der unser Sein auf Erden umspült. — Ein Jahr setzt einen neuen Ring um den Stamm dieses schönen Baumes — ein Tag reicht aus, den ganzen Lebenskreis eines Insekts zu erfüllen, die Lebensdauer eines Menschen ist ein Hauch, ein Atom in jener Reihe von Lebenserscheinungen, die vorübergezogen, seit dieser Erdball seine jetzige Gestalt erhalten, und doch faßt der Geist des Menschen die Gedanken der Unendlichkeit."

Er sah auf und fand, daß er nicht mehr allein sei.

Ein junger Mann, stattlich von Gestalt, blickte mit dunklen blitzenden Feueraugen auf ihn nieder. Der Fremde hatte den Hut mit der schwarzen Feder

abgethan und zeigte auf dem kräftigen hochgetragenen Haupt rothbraunes, dichtes Haar, das ganz kurz geschoren auf der sehr hohen Stirn in eine scharfe Spitze auslief.

„Mein Herr Magister," sagte er und verbeugte sich dabei höflich, jedoch in einer Weise, die von vielem Selbstgefühl zeugte, „seit zwei Tagen suche ich nun schon Gelegenheit, Sie kennenzulernen, Sie halten sich aber so fern von aller Welt, daß ich, wenn ich meinen Wunsch, Ihnen näher zu treten, erfüllt sehen will, mich Ihnen wohl selbst vorstellen muß. Ich bin Albrecht Graf von Waldstein, böhmischer Edelmann."

Kepler, welcher von seinem Sitze aufgestanden war, verbeugte sich ruhig und schweigend.

„Was mich zu Ihnen führt, wird Ihnen bekannt sein," fuhr der Sprecher fort.

„Nicht im geringsten," entgegnete Kepler.

„Wirklich nicht? sollte ein Mann von so großer Weisheit nicht wissen" —

„Sie scheinen sich einen Scherz machen zu wollen, Herr Graf, oder irren in meiner Person."

„Sie sind der berühmte Astrolog, der Verfasser jener Schrift, der Geheimnisse des Weltbaues, die so

ungeheures Aufsehen erregt hat, Magister Johannes Kepler," entgegnete Albrecht von Waldstein.

„Ich heiße Kepler und habe jenes Buch geschrieben, aber ich beschäftige mich nicht mit der Astrologie."

„Wie, mein Herr Magister? und doch sind Sie derjenige, der den neuen steiermärkischen Kalender geschrieben, der die wunderbarsten Weissagungen enthält, Weissagungen so erhaben und großartig, wie die der Propheten des alten Testamentes. — Ich weiß, mein Herr Magister, schon lange weiß ich es aus dem Munde großer Sternkundigen, daß ich bestimmt bin, in dem Kriege, der in kurzem über die Welt kommen wird, eine große Rolle zu spielen, von Ihnen aber möchte ich erfahren" —

Kepler unterbrach ihn. „Ich verstehe nicht in den Sternen die Geschicke der Menschen zu lesen," sagte er fest, „ich suche und finde in ihnen nichts, als das Zeugniß von Gottes Größe."

„Man hat mir schon vielfach von Ihrem großen Eigensinn erzählt, Herr Magister, Sie schlagen es jedermann ab, das Horoskop zu stellen; Sie versichern von der höchsten Weisheit der Welt, von der Kunst des Sterndeuters, die wir aus den Morgenländern überkommen, nichts zu verstehen; ich hoffe aber, daß Sie bei mir eine Ausnahme machen werden, betrachten Sie selbst mein Horoskop, gestellt und ausgearbeitet

von den beiden größten Gelehrten unserer Zeit, dem Engländer Dee und dem Dänen Brahe. Die Sterne weissagen mir große Dinge, aber im ganzen heiligen römischen Reiche ist, wie man allgemein sagt, kein Gelehrter, der mir die näheren Umstände so genau sagen kann, als Sie, mein Herr Magister."

„Mein Herr Graf," sagte Kepler mit einiger Verlegenheit, „ich möchte Sie eines fragen: haben Sie selbst meine Schrift von den Geheimnissen des Weltbaues gelesen?"

„Nein," entgegnete Waldstein, „ich bin kein Gelehrter vom Fach, obschon ich die Wissenschaften liebe, die dem Menschen, wenn er sie mit Eifer und in rechter Weise treibt, das höchste geben: Verlängerung des Erdenlebens, Kenntniß der Zukunft, und Gold, das Mittel, sich die Welt unterthänig zu machen."

Kepler lächelte sanft. „Ich bin zwar noch ein Neuling auf der Bahn der Wissenschaft und Gelehrsamkeit; wenn ich Ihnen aber sagen sollte, welches Glück wir auf derselben finden, so würde mein Ausspruch ganz anders lauten: ich meine, wer die Wissenschaften mit rechtem Eifer und in rechter Weise treibt, dem geben sie die Kraft, den Tod nicht zu fürchten, da er eine Naturnothwendigkeit und folglich

kein Uebel ist, sie lassen ihn eine nähere Kenntniß seiner Zukunft nicht wünschen, da die Leiden und Freuden dieses kurzen Menschenlebens etwas Geringfügiges für den wahren Weisen sind, und sie lehren ihn besonders noch, das Gold zu entbehren und seinen Einfluß zu verachten, da die Freuden, die sie geben, die Macht, die sie verleihen, den Freuden und der Macht, welche das Gold gibt, bei weitem vorzuziehen sind. Aber das Alles ist Sache persönlicher Ansicht, Herr Graf, nur dieß Eine muß ich Ihnen wiederholen, ich bin kein Astrolog und bin kein Alchemist und kann daher Ihr Anliegen nicht erfüllen, wie gern ich Ihnen auch gefällig sein möchte."

Graf Waldstein lächelte. „In den griechischen Geschichten erzählt man von einem wunderbaren Wahrsager, dem Proteus, Hüter der Meerkälber, der alle Zukunft wußte, aber nie geneigt war, demjenigen Rede zu stehen, der ihn fragte; man mußte ihn packen, binden und sich nicht stören lassen, auch wenn der Schlaue hundert verschiedene Gestalten annahm, sich in Feuer und Flut, sich in das gräßlichste Ungeheuer verwandelte; welcher ihn ohne Furcht, mit Entschiedenheit festhielt und bändigte, erfuhr, was er wissen wollte. Möglich, daß man mit Ihnen ebenso

umgehen muß, und ich wäre der Mann dazu, dessen können Sie versichert sein."

Ein Funkeln in den Augen des Böhmen sagte dem jungen Gelehrten mehr als Worte es hätten thun können, welchem Charakter er gegenüberstünde.

„Ein Mann, dem andern gegenüberstehend," entgegnete dieser mit höflicher Ruhe, „kann, däucht mir, nie so ganz entschieden vom Packen, Binden und Festhalten sprechen, auch wenn er, wie Ew. gräfliche Gnaden mir gegenüber, der Längere und der Vornehmere ist. Ich achte, Herr Tycho von Brahe betrachtet das Nativitätstellen und alles, was damit zusammenhängt, eben wie der berühmte Kopernikus und Galilei, für einen Scherz, den man sich mit denjenigen wohl erlauben kann, die darauf versessen sind; ich, Herr von Waldstein, habe aber natürlich zu viel Achtung vor Dero vornehmer Herkunft und ansehnlichem Aeußeren, um mir einen Scherz mit Ihnen zu erlauben, ich will Ihnen den Hokuspokus nicht vormachen, mit dem jeder Marktschreier und jedes alte Weib Ihnen für drei Gulden oder auch geringeren Preis aufwartet."

In dem feinen und jugendlichen Gesicht des schwäbischen Magisters lag bei diesen Worten ein Ausdruck, der dem kräftigen böhmischen Edelmann

nicht nur auffiel, sondern ihm sogar gewissermaßen imponirte.

„Wenn ich Sie nun um die Ausübung Ihrer Kunst, als um einen großen Dienst, den Sie mir erweisen, mit aller Freundlichkeit bäte," sagte er, dem Magister die schlanke, feste Hand hinreichend und ihn mit gewinnender Höflichkeit zu dem Sitze niederziehend, von welchem Kepler eben aufgestanden, während er selbst sich neben ihn niederließ.

„Auch dann nicht, Herr Graf, auch dann nicht, ich kenne die Regeln und Gesetze, die Zahlen und Figuren, nach denen man die blinde Kunst der Astrologie übt, ich läugne das nicht. Ja! ich muß mich leider herbeilassen, sie bisweilen auch zu gebrauchen. In Ihrem Gesichte aber, Herr Graf von Waldstein, in den Formen Ihrer Hand, in der ganzen Art Ihres Sprechens und Auftretens sehe ich, so jung und ohne große Menschenkenntniß ich auch noch bin, dennoch, daß ich einem Mann von Geist und Kraft gegenüberstehe. Einen solchen im Scherz zu täuschen, wäre unedel, es aus Furcht zu thun, feig."

„Aber was suchen Sie denn in den Sternen, wenn Sie die erhabenste Wissenschaft verachten, was erforschen Sie denn bei Tag und Nacht am Himmel?" fragte Waldstein, indem er die Hand auf den Knauf

seines Schwertes gedrückt, mit der Spitze desselben Figuren in den Sand zu ihren Füßen zeichnete.

„Ich fürchte, mein Herr Graf,“ entgegnete Kepler, „daß ich mich Ihnen nicht ganz verständlich machen könnte, wenn ich auch versuchte, es Ihnen auseinander zu setzen. Das, was ich in den Himmelsräumen suche und finde, ist nicht Ruhm und Vortheil, ich muß meine Bücher auf eigene Kosten drucken und bis auf zwei oder drei in fernen Landen lebende Männer nennen die Gelehrten meiner Zeit mein Wissen und Erkennen theils Thorheit, theils sogar Sünde und Vermessenheit. Ich suche dort oben — die Wahrheit, das höchste Gut, die Erkenntniß Gottes!

„Arm und einsamen Herzens wie ich bin, ist das mein Glück, meine innere Befriedigung. In der Erkenntniß der einfachen Schönheit und Erhabenheit des Weltbaues erhalte ich die Gewißheit der Größe und Güte des ewigen Schöpfers, und in einer Zeit wie diese, wo die Menschheit in Haß und Hader liegt um den Buchstaben der Christuslehre, ist der sanfte Frieden der Natur mir die feste Bürgschaft der Liebe Gottes.“

Der junge Böhme hatte während dieser Worte sein durchdringendes Auge auf den Sprecher geheftet.

„Sie sind ein seltsamer, in der That ein außerordentlicher Mann, Magister Kepler,“ sagte er, als dieser schwieg, „und es ist mir eine Freude, Sie kennengelernt zu haben. Ich bitte Sie, mir die Ehre und Freude zu erzeigen, heute Abend zu mir in das Haus meines Freundes Eggenberg zu kommen, wo ich während der Dauer meines Aufenthaltes in Grätz meine Wohnung habe. Auch der Herr von Eggenberg wünscht Ihre Bekanntschaft zu machen, und ich hoffe, daß Sie sich dort wohlgefallen werden.“

Der junge Gelehrte nahm die Einladung, welche ihm eine hohe Ehre erzeigen sollte, mit einer Verbeugung und einem kleinen Herzschlagen an. Herr von Eggenberg, einer der ersten Herren des Landes, stand der durchlauchtigen Erzherzogin Maria, der Mutter des noch minderjährigen Landesherrn, sehr nahe, und noch vor einer Stunde hatte Kepler wohl nicht gedacht, den Palast dieses Herrn als Gast zu betreten. Als er Abends sein bestes Kleid von braunem utrechter Sammt mit Schlitzen und zierlichen weißen Puffen anlegte, flogen seine Gedanken in die Ferne. Zwei Wesen gab es auf der Welt, vor deren Augen er sich gerne in Glanz und Ehre gezeigt hätte. Seine Freundin, die Beschützerin seiner

Kindheit und Jugend, Apollonia und — jene erhabene engelhafte Erscheinung, deren Namen er in stiller Stunde mit einer Art von Vergötterung auszusprechen pflegte: Polixena von Rosenberg!

Als er, nach dem böhmischen Grafen von Waldstein fragend, dem Thürhüter des Palastes seinen Namen nannte, ward er von stattlichen Lakeien in ein Gemach geführt, wie er dergleichen noch in seinem einfachen Leben keines gesehen hatte, und während der Graf ihn dem in einem schönen Lehnsessel ruhenden Hausherrn vorstellte, hatte er Gelegenheit, einen raschen Blick über die Kostbarkeiten schweifen zu lassen, die dasselbe enthielt.

„Nil admirari,“ sagte er zu sich selbst. „Die Pracht einer Winternacht ist größer und die Bildung eines einzigen Blütenblattes weit zweckmäßiger, als alles, was hier glänzt und funkelt.“ So gelang es ihm denn, trotz seiner natürlichen Schüchternheit, sein erstes Auftreten in der großen Welt von jeder ungelenken Verwirrung frei zu halten, und wohlgefällig ruhten die Augen des bejahrten Hausherrn auf dem jugendlichen Gelehrten.

Ein paar Augenblicke nach Kepler's Erscheinen traten in den schönen Saal einige Damen, die augenscheinlich zu dem Hause gehörten.

„Meine Schwester Renata und ihre Gesellschafterin, Frau Barbara Müller von Mühleck,“ sagte der bejahrte Herr und setzte dann lächelnd hinzu: „die Damen wissen schon, daß sie den jungen Gelehrten vor sich haben, der jetzt soviel von sich reden macht.“

Johannes blickte auf — aber ein Zittern rann durch seine Glieder und er mußte die Augen wieder senken, denn sie trafen in zwei große dunkle Sterne, die ihm bekannt, befreundet schienen. — Erst als er es nach Minuten wagte, von neuem auf die Dame zu schauen, deren Gesichtszüge sein Herz so heftig schlagen machten, bemerkte er, daß es nur eine ungewöhnliche Aehnlichkeit war, die ihn getäuscht. Das war nicht Polixena von Rosenberg, aber es hätte eine Zwillings von ihr sein können.

Das blonde Haar der Dame vor ihm war voller und schmiegte sich weniger weich um das feine Haupt, die nußbraunen Augen waren größer und hatten einen funkelnderen Blick, die Gestalt war etwas kleiner und voller und die Bewegungen lebhafter und gewissermaßen spitzer.

„Ihr stammt, mein Herr Magister, aus dem alten adeligen Geschlecht derer von Kappel,“ sagte Herr von Eggenberg. „Euer Großvater war, soviel

mir bewußt, Bürgermeister der Stadt Weil, und den Ahn Eures Hauses schlug Kaiser Sigmund zum Ritter. Es ist immer ein großer Grund, Gott zu danken, der uns aus ritterlicher Familie entspringen ließ."

„Allerdings," entgegnete Kepler mit bescheidener Würde, „weil die Abstammung von hohen Ahnen uns den ritterlichen Geist erwecken muß, ihrer in Werken, Worten und Gedanken allezeit würdig zu sein; ich denke aber doch, gnädigster Herr, daß wir unsere Abstammung und alles, was wir nicht selbst thun, kaum als uns gehörig ansehen können."

„O doch, mein Herr Magister," sagte die junge schöne Dame, welche ihm als Barbara Müller von Mühleck vorgestellt worden war, „doch! Gott ordnete die Verhältnisse unserer Geburt, Er gab uns mit den Vorrechten, welche sie uns verleiht, auch die Verpflichtungen, sie bei Ehren zu erhalten, was wir auch besitzen, sind oder thun, kommt alles von Ihm; denn unsere Thaten, wie sehr hoch wir sie uns auch anrechnen mögen, hätten wir ja niemals thun können, wenn Gott uns nicht die geistigen Anlagen und die Gelegenheit, sie auszubilden, gegeben hätte."

„Sie haben Recht, gnädigstes Fräulein, vollkommen Recht," sagte Johannes.

„Die Dame ist kein Fräulein," belehrte Graf

Waldstein, „sie ist Witwe und hält sich hier auf, um den Besitz ihrer Güter gegen die Ansprüche ihrer Lehnsvettern für ihre Tochter zu sichern.“

„Es sind schwere Zeiten,“ meinte das alte Fräulein von Eggenberg, „unseres höchstseligen Erzherzog Karls kaiserliche Hoheit gab den Herren und Rittern von der augsburgischen Konfession freie Religionsübung auf ihren Schlössern und Gütern, sie durften die Geistlichen predigen lassen, das Abendmahl in beiderlei Gestalt annehmen, alles nach ihres Herzens Wünschen.

„Auch der selige Gemal dieser jungen Dame, ein alter Freund von mir, machte davon Gebrauch, aber ich fürchte, daß jetzt mit dieser fürstlichen Erlaubniß arger Mißbrauch getrieben wird. Mein Herr Magister, auch Sie sind Protestant, sind Sie ja doch Professor an der Stiftsschule, ich habe aber von allen Seiten vernommen, daß Sie ein würdiger gemäßigter Mann sind, warnen Sie Ihre Glaubensbrüder! Der Erbe unseres Landes, Erzherzog Ferdinand, übernimmt in wenigen Monden die Regierung, ein Jüngling zwar noch, aber streng und von festem Charakter und dem katholischen Glauben aus Herzensüberzeugung treu. Ich habe mit großem

Schrecken vernommen, welche Unarten sich die protestantischen Geistlichen zuschulden kommen lassen.

„Von der Kanzel herab haben sie den Papst beschimpft und Geschichten von Nonnenklöstern dort erzählt, so unsauber als erlogen. Der Prinz findet bei seinem Regierungsantritt vollkommenen Grund, die Freibriefe seines Herrn Vaters zurückzunehmen, die ausdrücklich ein bescheidenes, gesittetes Betragen der protestantischen Geistlichen bedingen. Warnen Sie, mein Herr Kepler, warnen Sie, ich bitte!"

„Das wird alles wenig, oder nichts helfen," sagte Graf Waldstein. „Die Entscheidung über all diese Streitigkeiten bringt in kurzem das Schwert. Die Spannung zwischen den verschiedenen Glaubensparteien ist in allen christlichen Ländern gleich stark und fürchterlich. In Frankreich, in den Niederlanden, in Deutschland, überall stehen sich gleich erbittert die beiden Religionsparteien gegenüber. Der gemeine Menschenverstand müßte sagen, daß dieser Zustand kein bleibender sein kann, wenn es auch die Sterne, die nie lügen, nicht so deutlich, so klar voraus verkündeten."

Kepler konnte sich über diese Aeußerung eines Lächelns nicht erwehren; doch schwieg er und ging, als er sich empfohlen und die freundliche Einladung

erhalten hatte, so oft seine Zeit es ihm erlaubte, im Hause des Herrn von Eggenberg vorzusprechen, mit eiligen Schritten nach dem Joanneum, den ersten protestantischen Geistlichen, den Pastor Hitzler aufzusuchen.

Zwar war der junge Mathematiker wenig befreundet mit demselben. Pastor Hitzler war einer von denen, die sich den Spruch des Apostels zur Richtschnur genommen: ‚Eifern ist gut, wenn man für die Sache Gottes eifert,‘ und wie natürlich, hielt er seine eigene Ansicht, die genau mit dem Schema der Konkordienformel übereinstimmte, für die eigentliche Sache Gottes.

Herr Hitzler saß in seinem Zimmer, auf dem Tische lag neben einer brennenden Lampe eine aufgeschlagene Bibel.

Der Empfang, welcher Keplern zutheil wurde, war keinesweges ermuthigend.

Als der Mathematiker ihm mitgetheilt, was er im eggenbergischen Hause erfahren, zuckte der Geistliche die Schultern und meinte, das sei ein schlechter Hirte, der in der Stunde der Gefahr, statt dem Wolfe zu Leibe zu gehen, der seine Heerde zu verschlingen drohe, den Stab hinter sich würfe um seiner Sicherheit willen.

Vergebens stellte Kepler dem Allzueifrigen vor,

daß Christus selbst geboten, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers sei, und daß die Worte der Apostel den strengen Befehl aussprächen, der Obrigkeit zu gehorchen, die Gewalt hat.

Traurig trennte der Warner sich von dem Aufgeregten und ging in mancherlei Gedanken versunken nach seiner Wohnung.

Im Zimmer der Witwe Georg Stad's beteten die Kinder mit lauter Stimme das Nachtgebet, als er an der Thür vorüberging. Seine Stube war einsam und nur die Sterne des Himmels, die freundlich durch die Fenster schauten, schienen ihrem Freunde liebevoll zuzulächeln.

Er setzte sich nieder, um an Apollonia und seine Schwester zu schreiben. — Die Nachrichten aus der Heimat enthielten selten Freundliches, waren aber in der letzten Zeit besonders unangenehm gewesen.

Christoph Kepler, der Zinngießer, hatte einige Zeit unter den Soldaten zugebracht, sich dann aber in Leonberg niedergelassen und verheiratet, und zwischen ihm und der Mutter gab es täglich Zank und Widerwärtigkeiten. Heinrich schien wie der Vater gänzlich verschollen zu sein und die Mutter klagte und lamentirte laut über den Verlust derer, die ihrem Herzen das Theuerste auf der Welt.

Margaretha war ein schönes Mädchen geworden und ihr junges Herz hing mit stolzer Liebe an dem Bruder, der so frühe schon sich den Ruf großer Gelehrsamkeit erworben.

Trotz der Armuth, in der die Familie lebte, hatte Margaretha bereits zwei Freier gehabt, und nach dem letzten ihrer Briefe, den Johannes zur Hand nahm, um ihn zu beantworten, schien es ihm jetzt, als ob sich ihr Herz für einen dritten zu entscheiden beginne.

Er las die Stelle und las sie wieder: „Ach Du herzlieber Bruder,‘ schrieb das junge Mädchen, ‚ich bin oft traurig und in der Seele betrübt, weil ich niemanden um mich habe, mit dem ich einmal so vom Herzen reden könnte, als ich andere Jungfrauen mit ihren Müttern und Vätern reden sehe. Du kannst es nicht glauben, wie sehr wunderlich unsere Mutter manchmal ist, so daß ich denken möchte, es sei bei ihr nicht richtig im Kopfe. Möge unser Herr Gott mir so unehrerbietige Gedanken verzeihen! Sie weint und schreit alle Tage nach ihrem vielgeliebten Mann, als ob sie es ganz vergessen, wie sehr böse sie mit dem meistens war und wie manche Ursache sie auch wohl dazu hatte. So spricht sie von dem Bruder Heinrich als von dem einzigen

Schatze ihres Herzens, von dem geliebtesten Sohne, der ihr entrissen worden sei, wie wenn etwa Zigeuner ihr den Knaben als Säugling aus der Wiege geraubt hätten, und war doch der Heinrich ganz eigentlich ein Thunichtgut, den sie oft den Nagel zu ihrem Sarge genannt hat. — Sie braut aller Augenblick Tränkchen von Wein und Meth bald wider das Bauchgrimmen, bald wider Kopfweh, ohne daß ich noch gesehen, es wäre jemandem besser danach geworden; dann hat sie einen Spruch und sagt ihn, wenn einer fällt oder sich stößt, und dann höre ich sie manchmal stundenlang für sich allein sprechen, von ihrer Muhme, die verbrannt wurde, und wie sie nur das Eine wünsche, deren Klugheit und Kenntniß ererbt zu haben, weil man nur dadurch Ehre und Ansehen vor der Welt empfinge. — Sie behauptet zu jedem Menschen, der einmal mit ihr darauf zu sprechen kommt, Deine Pflegemutter, die Frau Wellingerin, sei eine Hexe und des Oheim Guldenmann langes Leben, das Gedeihen im Garten und am Feld und von Federvieh gehe nicht mit rechten Dingen zu.

Alles dieß muß ich hören, herzlieber Bruder, und darf nichts dagegen sagen, ohne daß sie mich gar sehr schilt, wohl gar schlägt. Ich habe nur zwei-

erlei, was mich tröstet, in der Welt: der Gedanke an Dich, Du lieber Johannes, und — die Hoffnung, daß es nicht ewig so bleiben wird. — Hast Du denn, lieber Bruder, auf der hohen Schule und jetzt in Deinem Amte kein Mägdlein gefunden — kein gutes liebes Herz, das Du mir als eine Schwester schenken könntest? Früher habe ich wohl bisweilen gedacht, ich würde einmal zu Dir ziehen und Dir den Haushalt führen; jetzt denke ich das nicht mehr, ich möchte Dir was erzählen von mir, aber — ich lasse es noch, bete Du für Dein Gretchen, Johannes, Du hast ein frommes Herz, Gott der Herr wird Dich erhören. Schreibe nur auch recht bald an Deine getreue Schwester

Margaretha.‘

„Ja! ja!“ dachte Johannes, „sie hat einen Mann gefunden, den sie liebhat, Gott segne Dich, Du liebes, gutes Gretchen!“ und dann ging er langsam in seinem Zimmer auf und ab und seine Gedanken schweiften in eine ferne Vergangenheit zurück, wo er vor der erhabenen Erscheinung gestanden, die ihn gleichsam geblendet, daß sein Auge für alle andere weibliche Schönheit und Holdseligkeit blind gewesen.

Mit einem leisen schmerzlichen Lächeln gedachte

er, daß es ihm ergangen wie denjenigen, welche die Meerfee mit leiblichen Augen erschaut oder eine Elfe.

„Für mich gibt es keine andere Liebe als die Wissenschaft," sagte er beinahe laut, „und die göttliche Urania, der ich dienen werde mein Leben lang, trägt Deine Züge, o Polirena!"

Seltsam, daß es auf Erden ein weibliches Wesen gab, ihr so ähnlich, ähnlich wie die Jungfrau am Brunnen der Fee sein soll, die ihr ihren Gürtel zurückgelassen.

Barbara von Mühleck! — Kepler glaubte die schöne Frau vor sich zu sehen, so deutlich stand plötzlich ihr Bild vor seinen Augen.

Auch sie, die reiche Witwe, die Befreundete des mächtigsten Edelmannes in Steiermark, stand hoch über ihm, dem armen Gelehrten, hoch — aber nicht unerreichbar, hier war eine Möglichkeit vorhanden, sich den Schatz, zu dem sein Herz seit Jahren emporgeblickt, zu erstreben als Besitzthum. Es galt einen Kampf, einen Versuch. Zum erstenmal in seinem Leben schlug sein Herz hoch auf bei dem Gedanken, daß er durch das Blut seines Vaters einem altadeligen Geschlechte angehöre.

Als Kepler am anderen Morgen erwachte, war von allen Gedanken, die seine Brust durchkreuzt

hatten, ihm der an die schöne Frau am festesten geblieben. Sie stand vor seiner Erinnerung wie die Verkörperung eines seligen Traumes, und der Wunsch, sie bald wiederzusehen, erfüllte sein ganzes Herz.

Weit eher als er gehofft, sollte derselbe erfüllt werden. Als er am Morgen aus dem Kollegium kam, trat Frau Stad aus ihrer Thüre und flüsterte ihm zu, er möge, sobald er sich hinlänglich dazu in der Kleidung eingerichtet, in ihr Zimmer kommen, wo eine Dame ihn zu sprechen begehre. Als er in die stille Wohnung der Witwe eintrat, schien ihm dieselbe von Licht zu strahlen, denn die Dame, welche nach ihm gefragt hatte, war niemand anders, als Frau von Mühleck, das schöne Ebenbild Polixena's.

„Ich habe in Ihnen, Herr Magister, vielleicht zu meinem Glück gestern den Mann kennengelernt, dessen ich bedarf beim Ordnen meiner verwickelten Angelegenheiten. Mein Gönner Herr von Eggenberg und dessen jüngerer Freund Herr Albrecht von Waldstein haben mir erzählt, daß Sie einem Manne verwandt sind, der hier in unserem Lande sehr mächtig ist, dem Lehrer unseres jungen Erzherzog, Pater Johannes.

„Es kostet Sie nur einen Brief und ich arme verlassene Frau habe in diesem einen Beschützer

nicht nur gegen meine Lehensvettern, sondern auch gegen das Unwetter, das heraufzieht gegen unsere armen Glaubensbrüder."

„Ich höre mit Erstaunen von meiner Verwandtschaft mit diesem mächtigen Manne sprechen, dem ich einmal in meinem Leben begegnet bin und bereits die Rettung meines Lebens danke, aber trotz der Flüchtigkeit meiner Bekanntschaft will ich für Sie, gnädige Frau, mit Freude alles thun, was nur irgend in meinen Kräften steht."

„Ich werde Ihnen meine Papiere übergeben," sagte Barbara, „Sie werden aus denselben den Stand meiner Angelegenheiten am besten ersehen."

Johannes Kepler hatte auf diese Weise eine Gelegenheit erhalten, die Dame, deren äußere Erscheinung ihm fast die einer Gottheit zu sein däuchte, häufig, ja täglich zu sprechen. Sie wohnte nicht im Palaste der Eggenbergs, war aber täglich dort und hatte ihre kleine kaum einjährige Tochter nicht selten bei sich. Mit dem lieblichen Kinde im Arm, das den jungen Gelehrten sehr bald kannte und liebte, erschien sie ihm noch schöner, noch anmuthiger, und lächelnd gestand er dem Fräulein Renata es zu, daß in der protestantischen Religion dem menschlichen Herzen etwas wichtiges und sehr süßes fehle: die Ver-

ehrung des weiblich Reinen und Erhabenen in der Mutter des Erlösers.

Herr von Waldstein hielt sich länger als er Anfangs gewollt in Grätz auf und brachte fast täglich eine Stunde in Kepler's Gesellschaft zu, bald mit ihm in der reizenden Umgegend auf einem Spaziergange, bald im Hause der Eggenbergs, oder auch in Kepler's kleiner Wohnung, wo er sich den Gebrauch der einfachen, meistens von diesem selbst konstruirten Instrumente zeigen ließ, mit denen der junge Gelehrte seine Beobachtungen machte.

„Und Sie behaupten immer noch," sagte Waldstein, als er längere Zeit schon in genaueren Beziehungen mit Kepler stand, „daß Sie den Lauf der Planeten, die Konstellation der Gestirne nicht kennen?"

„Ich habe dieß, denke ich, nie behauptet," entgegnete Kepler, „den Lauf der Gestirne zu beobachten, ist mein Geschäft und zugleich mein einziger Genuß; ich behaupte nur, daß ich aus dem Lauf der Gestirne nicht auf die Schicksale der Menschen schließen kann, obgleich ich eingestehe, die Regeln und Vorschriften zu kennen, auf welche die Astrologen ihre Weissagungen gründen."

„Das heißt einfach," entgegnete Waldstein, „Sie glauben an dieselbe nicht."

„Ja, mein Herr Graf."

„Wohlan, so stellen Sie mein Horoskop, ohne daran zu glauben."

„Als einen Scherz, Herr Graf?"

„Nach Ihrem Belieben, thun Sie nur, worum ich Sie bitte."

„Wohlan, Sie können das Resultat meiner Forschungen übermorgen erwarten."

Die Augen des vornehmen Jünglings leuchteten in heller Freude. „Fordern Sie, Herr Professor, für diese Willfährigkeit jetzt und künftig, was Sie wollen," sagte er, Kepler's Hand drückend, „Sie erfüllen dadurch einen Hauptwunsch meines gegenwärtigen Lebens."

„Ich wollte, Herr Graf," entgegnete Kepler lächelnd, „ich könnte, statt Ihnen mit Spielereien zu dienen, Ihren seltenen Geist einführen in das Heiligthum der Wissenschaft, deren Tempelhalle die Welt ist. Ich wollte, ich könnte Ihrer Seele den Weg zeigen in das Allerheiligste der Natur."

„Von welcher Wissenschaft sprechen Sie denn eigentlich?" fragte Waldstein, „wenn Sie nicht die heilige Wissenschaft der chaldäischen Weisen meinen, von der Sie doch bisher mit solcher Verachtung gesprochen."

„Ich schelte die Astrologie nicht," entgegnete Kepler, „sie ist für unsere Zeiten ein nothwendiges Uebel. Die Astronomie könnte ohne Sie nicht Fuß fassen auf Erden. Die Fürsten und Herren der Welt geben Tausende her, um sich von ihren Astrologen aus den Sternen weissagen zu lassen, und diese, wenn sie rechte Leute sind, wie zum Beispiel der gelehrte Tycho von Brahe, benutzen die Gelegenheit, um sich die höchste Kenntniß zu erwerben, die Kenntniß der Gesetze und Erscheinungen des Weltalls. Die Astrologie ist eine Tochter, die ihre Reize preisgibt, um ihre Mutter zu erhalten, wir können sie nicht verachten, nur beklagen und auf die Zeit hoffen, da die große Mutter in die ihr zukommenden Rechte vor aller Welt eingesetzt sein wird."

„Aber was suchen die gelehrten Herren Astronomen denn eigentlich am gestirnten Himmel, werther Herr Magister."

„Die Ordnung und Gesetzmäßigkeit des Weltbaues als die sicherste Bürgschaft für die Weisheit und Güte des Weltschöpfers."

„Sie sollten sich mit den Lehren begnügen, die ihnen die Religion darüber gibt," sagte Waldstein mit Achselzucken, „eine Wissenschaft, die dem Menschen

gar keinen Nutzen schafft, scheint mir eine müßige Spekulation zu sein."

„Die Kenntniß des gestirnten Himmels, mein Herr Graf," sagte Kepler milde, „ist die einzige Leiterin des Schiffers auf dem fernsten Meere. Doch ist es mit dem Wissen des Menschen überhaupt eine eigene Sache. Unwissend fand der aus dem Paradiese verstoßene Mensch sich auf der Erde; sein erstes Wissen war, daß er nackt sei, und aus dieser einzigen kleinen, ärmlichen Erkenntniß sind im Laufe der Zeiten tausenderlei Erfindungen, Gewerbe und Künste geflossen. Das Wissen und Erkennen der Gesetze des Weltbaues wird zum Erkennen einzelner Naturkräfte leiten, die der Mensch auch sicherlich zur Verbesserung seines irdischen Zustandes benutzen kann. Geschähe dieß indeß auch nie, so ist Erkenntniß der Wahrheit an sich Befriedigung des erhabensten Bedürfnisses der menschlichen Natur, des einzigen, das er nicht mit dem Thiere theilt."

Kepler schwieg. Albrecht von Waldstein blickte ihm fest in die leuchtenden braunen Augen und sagte dann, ihm die Hand hinreichend: „Stellen Sie mein Horoskop, mein Herr! wenn eine erhabene Seele, wie die Lehren der großen Meister sagen, zu einem

Astrologen nothwendig ist, so sind Sie sicherlich der beste, an den ich mich wenden kann."

Kepler hatte während der Nacht sich eifrig mit den Beobachtungen, Zeichnungen und Berechnungen beschäftigt, welche die Erfüllung von Waldstein's Wunsch nothwendig machten. Ein großer Feldobrist, siegreich in vielen Schlachten, gefürchtet von der halben Welt — ein gewaltsamer Tod, das war mit wenigen Worten das Resultat, und er trug es dem Grafen in der ihm eigenen halb scherzhaften halb warnenden Sprache vor.

Das Gesicht desselben war ernst, sein Dank feurig, und als er sich aus Kepler's kleinem Zimmer entfernt hatte, fand dieser zwischen seinen Büchern eine Rolle hundert Golddukaten, so glänzend, als wären sie eben erst aus der Münze gekommen.

Lächelnd packte er einen Theil davon ein, ihn seiner Schwester zu senden, die ihm vor wenigen Tagen geschrieben, daß sie sich verlobt habe mit einem Mann, den sie von ganzem Herzen liebe, dem gelehrten und würdigen jungen Pastor Georg Binder in Heumaden.

„Es ist zu ihrer Ausstattung," dachte der liebevolle Bruder, „ich hätte wohl viele Bücher schreiben können, wie die Geheimnisse des Weltbaues, ohne so-

viel zu erwerben, daß ich ihr diese Freude machen konnte, aber — die Wahrheit gleicht jenen alten Gebilden der Kunst, sie ist schön und begehrenswerth in ihrer Armuth und Nacktheit, der Irrthum braucht eine goldene Hülle, um seine Gebrechlichkeit zu verbergen."

Früher noch, als Kepler es erwartet hatte, erschien von Pater Johannes Fickler eine freundliche Antwort. Er versprach darin alles, was ihm möglich sei, für die Dame zu thun, die seinem ehrenwerthen Verwandten so theuer zu sein schiene, und schloß endlich mit den Worten:

‚Einem Mann, so vorurtheilsfrei als Sie, mein werther Vetter, einem Gelehrten von so großen Kenntnissen kann man manches sagen, was man der blöden Menge gegenüber verschweigen muß. So mache ich Sie denn darauf aufmerksam, daß es in unsern Zeiten einen einzigen sichern Weg gibt zu Glück und Frieden. — Schlagen Sie ihn bei Zeiten ein, der, welcher Ihnen dieß räth, ist weit mehr Ihr Freund, als Sie nach unserer kurzen Bekanntschaft glauben und vermuthen.

Johannes Fickler.‘

„Die Dame, die mir so theuer zu sein scheint," wiederholte Kepler, „ja theuer wie ein schönes Bild!

Doch hat dieß Bild Leben, Herz und Seele — und dieß Herz scheint mir geneigt zu sein, diese Seele ist gut und liebevoll. Meine Schwester verheiratet sich, ich dachte einst, daß sie mir die häusliche Behaglichkeit geben würde, ohne welche das Leben so unerträglich störend für einen Mann wird, der seine Gedanken zu lange und zu fest auf Dinge richtet, welche keinen augenblicklichen Nutzen stiften."

Er ging hinaus nach seinem liebsten Spaziergange durch die Seufzeralleegasse nach dem lieblichen Geidorf.

Sinnend wandelte er durch die Gegend, die seit Jahrhunderten wohl schon viele Menschenaugen erfreut hat, und als er an das stille Plätzchen gelangte, wo er gewöhnlich zu ruhen pflegte, war er nicht wenig erstaunt, ja erschrocken, diejenige vor sich zu sehen, an welche er die ganze Zeit her gedacht hatte.

Sie war nicht allein, das alte Fräulein von Eggenberg hatte ihre fast durchsichtige Hand in dem weißseidenen Handschuh auf den unvergleichlich schönen Arm der Frau von Mühleck gelehnt und beide schritten langsam die Allee hinauf ihm entgegen.

„Ah siehe da, mein Herr Professor," redete

das Fräulein ihn an, „haben Sie sich auch einmal Zeit gelassen zu einer Promenade.“

„Ich gehe gern oft und weit spazieren, meine Gnädigste,“ entgegnete Kepler, „ich achte die Zeit nicht für verloren, die man in der Natur zubringt, selbst wenn ich den Nutzen gar nicht in Anschlag bringen will, den der Aufenthalt im Freien uns bringt, indem er unsere Gesundheit stärkt und unsere Laune verbessert. — Draußen in Gottes schöner Welt sieht man stets etwas neues, stets etwas, das uns zum Nachdenken auffordert.“

„Ein gelehrter Mann,“ meinte Frau von Mühleck, „sieht die Welt mit ganz andern Augen an, als wir ungelehrten Frauen, wir freuten uns eben über die schönen Getreidefelder, die jetzt schon eine reiche gesegnete Ernte versprechen, und über die Bäume, an denen die Kirschen in Fülle reifen.“

„Ja, und meine junge Gefährtin meint, daß alles gar billig sein würde in diesem gesegneten Jahre und daß das ein großes Glück für diejenigen sein müsse, die in der Stadt mit nicht allzugroßen Mitteln einen Haushalt zu führen hätten.“

Frau von Mühleck erröthete sichtlich. „Wir sprachen eben von der Gattin ihres würdigen Amtsvorgängers, der werthen Frau Stad, meiner lieben Freun-

din," sagte sie, und ihre augenscheinliche Verlegenheit bei diesen Worten ließ den Magister vermuthen, daß noch von anderen Dingen die Rede gewesen sein müsse, und scherzend erlaubte er sich diese Vermuthung auszusprechen.

Fräulein von Eggenberg lächelte sehr gutmüthig und sagte: „Nun, ja doch ja! mein Herr Professor, was ist's denn mehr, wir sprachen eben von Ihnen, da wir auch einwenig an Sie dachten."

„An mich?" rief Kepler, „o gnädigste Frau, da haben sich unsere Gedanken begegnet, denn ich habe, ich kann das wohl sagen, jeden Augenblick dieses Tages an Sie gedacht."

Fräulein von Eggenberg setzte sich auf eine Bank unter dem Baum, an welchem sie eben standen, und sagte zur Frau von Mühleck: „Sie hatten vor einem Augenblick so große Lust, einwenig dort auf die Höhe zu steigen, thun Sie das jetzt, meine Beste, ich bin in guter Gesellschaft, denn der Herr Professor wird sich hier zu mir setzen, und späterhin in unserem Wagen nach der Stadt zurückkehren, gehen Sie, gehen Sie immerhin, meine liebe Barbara."

Frau von Mühleck entfernte sich verlegen und das bejahrte Fräulein wendete sich nun sehr herzlich an den Magister.

„Die hab' ich weggeschickt, mein Lieber, wie man die kleinen Kinder wegschickt, wenn man Dinge sprechen muß, die nicht für ihre Ohren passen. Was ich Ihnen zu sagen habe, paßt eben auch nicht für die Ohren einer zweiundzwanzigjährigen Witwe. Sehen Sie, mein Herr Professor, wir sprachen diesen ganzen Nachmittag von Ihnen, und zwar recht viel Gutes, obschon auch etwas Schlimmes dabei war. Sie sind ein junger Mann, Frau von Mühleck ist eine junge Frau, Sie sprechen gern mit ihr, sie desgleichen mit Ihnen. Sie haben sie zwei- bis dreimal in ihrem Hause besucht, in Geschäften freilich — ganz harmlos, ich glaube das, die Menschen aber, die Menschen denken ganz anders. Meine liebe Barbara hat der Feinde sehr viele, die warten nur darauf, ihr wehezuthun, da sind die Lehensvettern, da sind verschiedene Frauenzimmer, arge Splitterrichterinnen" —

„Gnädiges Fräulein," sagte Johannes sie unterbrechend, „gestatten Sie mir ein Wort, ehe Sie fortfahren; ich verehre Frau von Mühleck über alle Maßen und würde mich überglücklich schätzen, wenn Sie sich herabließe, meine Gattin zu werden, ich kann ihr kein glänzendes Loos bieten" —

„Meine liebe Barbara hat genug für sich und

Sie," entgegnete das alte freundliche Fräulein, „Eins nur ist noth, das Eine, aber unerläßlich, erweisen Sie den Adel ihrer Geburt, und wir alle werden uns freuen, in Ihnen einen Verwandten zu sehen; denn Barbara Müller von Mühleck ist durch ihre Mutter uns verwandt, indem die Großmutter derselben eine Eggenberg war."

„Das kann mir nicht schwer werden, Ihro Gnaden," sagte Johannes.

„Wohl, mein Lieber, so steht dieser erfreulichen Angelegenheit kein Hinderniß entgegen; ich kenne die Gesinnungen meiner jungen Verwandten gegen Sie, und geliebt's Gott, so haben wir in kurzem eine fröhliche Hochzeit. Gehen Sie jetzt, mein lieber Magister, der Frau Barbara entgegen, Sie können auch einwenig mit ihr promeniren, mir wird hier gar nicht die Zeit lang werden, und ich sollte denken, Ihnen ja wohl auch nicht." —

Vierzehntes Kapitel.

Eine Reise nach Weil, Magstatt und Leonberg wurde für Kepler nothwendig, wenn er die Papiere herbeischaffen sollte, welche die adelige Abstammung

seines Vaters dokumentirten, und eine solche war damals durchaus keine Kleinigkeit.

Johannes rüstete sich also dazu, kaufte ein Pferd und Sattelzeug mit den nöthigen Taschen und Behältnissen, auch Pistolen, die in die beiden am Sattel angebrachten Holfter paßten, und benutzte die Zeit der Ferien, welche eben eintraten, um sich auf den Weg zu machen.

Als er zu Frau von Mühleck eintrat, um Abschied zu nehmen, fand er die Dame in Thränen, die sie indeß vor ihm zu verbergen trachtete. Auch beantwortete sie seine Frage, worüber sie sich betrübe, nicht, sondern versicherte nur, daß Frauen manchmal weinten, ohne gerade sonderliche Ursache zu haben. Ihr kleines Mädchen spielte zu ihren Füßen, und als Johannes sich empfahl, hob er das Kind auf und drückte es recht innig an sein Herz.

„Es scheint, Herr Magister," sagte die Mutter, „daß Sie einige Vorliebe für kleine Kinder haben!"

„Nicht daß ich wüßte," entgegnete er, „ich habe in meinem bisherigen Leben wenig Gelegenheit gehabt, mit Kindern zusammenzusein, die Kinder der werthen Frau Stad sind mir sogar geradezu unangenehm, da sie so sehr lärmen. Diese Kleine aber habe ich lieb — der Mutter wegen, theure Freundin, der Hoffnung

wegen, daß sie mich einst als ihren Vater ansehen wird, auch wohl ihrer selbst wegen, da sie so fein und freundlich ist und ihrer Mutter gleichet."

Es war dieß der höchste Ausdruck seiner Gefühle für Frau Barbara, zu dem sich der junge Gelehrte gegen die Frau bisher herbeigelassen, der er seine Hand angeboten.

Kepler hatte zu wenig Bekanntschaft mit dem weiblichen Geschlecht gehabt, war überdieß zu blöde, um sogleich den Ton treffen zu können, der sich für sein Verhältniß geschickt hätte, und in seiner Seele lebte eine gewisse Schüchternheit, die ihn zwang, das Gefühl, das bisweilen sein Herz durchloderte, in sehr engen Schranken zu halten, damit es sich nicht allzulebhaft ausspräche und ihn gar in den Augen seiner Auserkorenen herabsetze.

Als er das Zimmer verlassen hatte, setzte Barbara sich nieder, rang die Hände und schluchzte überlaut.

Sie hörte es nicht, daß ein Wagen vorfuhr, daß jemand ihre Thür öffnete und sah sich plötzlich dem Fräulein von Eggenberg gegenüber, das ihr die Hände von den Augen zog und lächelnd nach dem Grunde ihres großen Kummers fragte.

„Soll ich nicht weinen? soll ich nicht weinen,"

schluchzte die junge Frau, „wenn ich sehe, daß er von mir geht, ohne daß es ihm Schmerz macht? Ach Du mein Gott und Herr, dieser Mann ist kalt wie Eis und nichts, was es auf Erden gibt, kann sein Herz erwärmen. Ach ach, meine theure Freundin, hätte er nicht Grund, glücklich zu sein, und mir dankbar? Ich bin jung, ich bin schön, Gott hat mich mit Glücksgütern gesegnet, ich bin von altem Adel, er kommt durch mich in Verwandtschaften, die ihn zu Ehren bringen, er, der Enkel eines Schenkwirthes, hat er wohl je ein Wort gesprochen, welches mir zeigt, daß er das Alles zu schätzen wüßte?"

„Ei! Ei! meine liebe Barbara," entgegnete Fräulein von Eggenberg, „es will mir scheinen, als ob es kein gutes Zeichen für das Glück einer Ehe sei, wenn ein Theil sich seiner Vorzüge vor dem andern so sehr bewußt ist. Zwar als eine Person, die dergleichen nicht selbst mitgemacht, verstehe ich mich auf diese Dinge nur wenig. Dieß aber möchte ich zu Ihrem Troste sagen, der Magister Kepler ist an und für sich, ohne Ahnen, Adel und Vermögen ein Mann, den man werthschätzen kann und muß, selbst wenn ich die große Gelehrsamkeit, die man ihm allgemein zuschreibt, auch ganz und gar nicht in Anschlag bringe. Er ist die Güte selbst, immer

in allen Lebenslagen mild und freundlich. Sein Wesen ist so gleichsam, wie ein milder, warmer Frühlingstag ohne Stürme und Gewitterschauer, auch ohne übertriebene Hitze, da blühen der Blumen gar mancherlei auf, die das Herz und das Auge erfreuen."

„Wer weiß das besser als ich?" sagte Barbara unter neuen Thränen, „habe ich ihn nicht liebgehabt vom ersten Tage unserer Bekanntschaft? aber was kann ich für Liebe von ihm im Ehestande in der langen Lebenszeit erwarten, wenn er jetzt schon lieber mit meinem kleinen Mädchen spielt, als mit mir spricht? Aber ich will es ihm auch nicht zeigen, will es ihm niemals zeigen, wie lieb er mir ist, er soll nicht denken, daß ich ohne ihn nicht leben kann, oder daß ich ihm nachlaufe."

Derjenige, wegen dessen Kälte diese Klagen geführt wurden, zog indessen unverdrossen fürbaß seiner Heimat entgegen und ließ seinen Gedanken freien und raschen Lauf, während das Rößlein ziemlich ruhigen Schrittes ging.

Wenn die zurückgelassene Verlobte diese Gedanken hätte sehen können, würde sie außerordentlich erschrocken darüber gewesen sein.

Sie waren allesammt nicht auf sie, ihre Schön-

heit und Tugend, nicht einmal auf ihren Reichthum gerichtet. — Der junge Gelehrte beschäftigte sich mit Träumen über die Sterne, die wie die Erde unsere Sonne umkreisen. — „Welch eine Glut muß herrschen und welch ein Lichtglanz auf dem Merkurius, da fließen die Metalle in glühenden Strömen wie bei uns das Wasser. — Auf der Venus — da ist eine Temperatur wärmer, schöner, ein Licht reicher und glänzender, als das auf unserer Erde, Blumen mögen dort blühen, Geschöpfe dort wandeln, prächtig, wie wir sie uns nicht vorstellen können, und die gleichmäßige Wärme, das reine Licht, die Schönheit alles dessen, was jenem schönen Sterne angehört, erzeugt auch in seinen Bewohnern liebevollere Herzen, reinere und reichere Seelen; dort gibt es nicht Zank, Mißgunst, Feindschaft, nicht Krieg und Seuchen — dorthin vielleicht ziehen unsere Seelen, wenn wir hier auf Erden unsere Aufgabe ordentlich und gründlich gelöst haben."

Wenn dann seine Gedanken zur Erde zurückkehrten, so führten sie ihm das Bild seiner bräutlichen Schwester, seiner theuern Freundin Apollonia mehr und deutlicher vor, als das der jungen Frau, mit der er den Weg durchs Leben zu gehen beschlossen hatte. Sie trug die schönen Züge eines Wesens, das der

träumerische Jüngling einst wie eine Gottheit verehrt hatte, sie selbst aber war nichts weniger als eine Gottheit, sie war ein gutes, freundliches Weib, das ihm wohlwollte, sich eifrig mit ihrem Putze beschäftigte und zu ihm gern von ihren vornehmen Verwandten sprach. Auch zweifelte Kepler keinen Augenblick daran, daß seine künftige Hausfrau die Pflichten, die ihr als solcher obliegen mußten, treu und gewissenhaft erfüllen würde, indem sie ihm die Sorge für alle seine leiblichen Bedürnisse abnähme. — Der gelehrte Magister hielt dieß für das hauptsächlichste Glück der Ehe, gleichsam für das Ablösen einer Fessel, in der seine unsterbliche Seele sich befände, deren edle Thätigkeit der Leib mit seinem Hunger und Durst, mit der Nothwendigkeit, an Kleider, Wäsche, Schuhe und Mäntel zu denken, nur zu oft störe.

Jeder Weg nimmt endlich ein Ende und auch Kepler gelangte nach Magstatt, wo er seine theuere mütterliche Freundin in seine Arme schloß.

Meister Wellinger war jetzt ein alter Mann mit gekrümmtem Rücken, weißem Haare und vielfach durchfurchtem Gesichte. Der alte Oheim Guldenmann war gesund und kräftig, und sein geröthetes breites Gesicht sah aus wie ein hübscher Winterapfel, während Apollonia, was das Aeußere betraf, all-

mälich zu verschwinden schien. Sie war jetzt um einen Kopf kleiner als ihr ehemaliger Pflegling, ihre kleinen Hände waren bleich und von tausend feinen Furchen durchzogen, die braunen sanften Augen erschienen noch größer in dem so sehr magern Gesichte und durch das Haar schimmerten Silberfädchen.

Johannes stand, ein schlanker Mann von aufrechter edler Haltung, vor der Pflegerin seiner Kindheit und betrachtete mit unaussprechlicher Freude ihre rührende Gestalt.

Mit ihr besuchte er nun wieder jede Stelle, wo er als Kind so harmlos und glücklich gespielt hatte. Am Bergesabhang blühte heute noch wie damals die feine süßduftende Winde. Die Birnbäume waren sowie sonst gestützt, damit sie die Menge ihrer reifenden Früchte tragen konnten. Wie sonst summten und surrten die emsigen Bienen um die blühende Linde, der Weinstock schlang wie sonst seine lästigen Ranken um das vorspringende Dach, wie sonst rauschte und murmelte das geschwätzige Wässerlein, und selbst der alte Hausrath stand in den stillen Zimmern, wie sonst, in unveränderter Reinlichkeit und Akkuratesse.

Ein unsäglich beglückendes Gefühl der Heimat-

lichkeit erfüllte die Seele Kepler's, und mit Wonne versenkte er sich in die Erinnerung vergangener Tage.

Er wußte genau und besser als Apollonia selbst jedes Wort, was in irgendeiner bedeutsamen Stunde an diesem oder jenem Orte gesprochen worden war, und erinnerte daran, und die Augen seiner Pflegemutter wurden mehr als einmal feucht, wenn sie erkannte, wie fest ihre Lehren aus den Tagen der Kindheit im Herzen des Mannes angewurzelt waren.

Der Hauptzweck seiner Reise wurde natürlich bald besprochen und Meister Guldenmann gab ihm die Versicherung, daß es eine Kleinigkeit für ihn sei, ihm alle die Papiere zu schaffen, welche die adelige Abstammung seines Vaters feststellten.

Am Abend saß er denn mit Apollonia wie sonst allein im Garten und der schimmernde Sternenhimmel war der erste Gegenstand ihres Gespräches. — Wie erstaunte Johannes, als er fand, daß die einfache Frau eine ausreichende Kenntniß des kopernikanischen Sonnensystems besaß und seinen Gedanken mit Leichtigkeit folgen konnte.

„Wo hast Du das Alles erfahren, herzliebste Mutter?“ fragte er, und lächelnd entgegnete sie, daß es jetzt, da er ein großer Sternkundiger geworden, ja

ihre einzige Freude gewesen sei, sich mit dem zu beschäftigen, was sein Leben ausfülle.

Sie führte ihn dann hinauf in ihr Stübchen, wo sie ihre einsamen Stunden zubrachte. Dort fand er nicht allein sein Werk von den Geheimnissen des Weltbaues, das er der alten Frau auf ihr Begehren zugesandt, sondern auch des Kopernikus Schrift: De revolutionibus orbium coelestium, und außer den chemischen Apparaten, deren Gebrauch Apollonia seit ihrer traurigen Jugend kannte, einen schönen Himmelsglobus und das einfache Instrument, dessen er sich selbst bei seinen Beobachtungen bediente. Ein rechtwinkliches Dreieck, freischwebend an einer im rechten Winkel befestigten Schnur, die längste Seite in die möglichst kleinsten Theile getheilt und in die eine Seite des rechten Winkels Federchen gesteckt, das Ganze dann aber durch ein kleines Gewicht im Gleichgewicht gehalten.

Meister Wellinger hatte nach Kepler's schriftlicher Schilderung seiner Frau dasselbe angefertigt; er hatte ihr, für die er alles that, was sie wünschte, das kostbare Buch und den ebenso kostbaren Globus angeschafft, und mit herzlicher Freude erzählte Apollonia, wie viele Stunden eines heiligen Glückes sie diesen Dingen bereits verdanke.

„Du bist eine wunderbare Frau, meine theuere Mutter," sagte Kepler erstaunt und gerührt, als er wahrgenommen, mit welchem Interesse Apollonia den Versuch gemacht, sich einer Wissenschaft zu bemächtigen, die selbst für einen gelehrten Mann so große Schwierigkeiten darbietet.

„Ich habe niemanden auf der Welt als Dich, Johannes," entgegnete sie milde, „da zieht mich das Herz zu dem Versuche, die Wege zu wandeln, die Dein jugendlicher Fuß betritt; auch weißt Du es ja, daß ich mich von Kindheit an mit Dingen beschäftigen mußte, die andere Frauen nicht treiben.

„Die alte Frau, deren furchtbares Ende jede Unthat ihres wüsten Lebens gesühnt hat, lehrte mich Latein, als ich noch ein Kind war; sie bedurfte zu ihren betrügerischen Kunststücken so mancher reellen Kenntniß und vieler nützlichen Geschicklichkeiten, und es war ihr ebenso wahrer als schlecht angewendeter Grundsatz, daß jede Wissenschaft nützlich und keine einzige sündlich sei. Ich habe in einem Alter, wo andere Kinder noch vor dem Essenkehrer zittern, gelacht über die Furcht vor den Hexereien meiner Erzieherin, die ich selbst verrichten half. — Wissen darf, ja soll der denkende Mensch soviel als möglich, das Wissen ist ein Besitz, es ist auch wie das Gold,

wie das Feuer eine Macht, und richtig angewendet, nützt es den Mitmenschen, erfreut den Besitzer und führt ihn mehr und mehr zu Gott dem Herrn. Das Wissen an sich ist darum stets etwas Gutes, die Anwendung aber kann wie bei der schrecklichen Frau, die mich erzog, verbrecherisch sein, aber sowenig wie ich indeß mit dem Feuer in meinem Destillirofen das Haus anzünden werde, sowenig werde ich mein Wissen zu verbrecherischen Zwecken verwenden. Nie sogar würde ich meiner Nebenmenschen Unwissenheit benützen, um sie durch mein Wissen zu täuschen, zu ängstigen, selbst nicht, um sie zu irgendetwas zu bewegen, das ich ihnen für nützlich halte. Meine Kenntniß in der Chemie benutze ich zur Bereitung eines kräftigen Mittels wider das Bluten von Wunden; da schau hier, Johannes, dieser Wunderbalsam zieht über die stärkste Schnittwunde eine Haut wie ein Eihäutchen, dieses Pflaster zertheilt alle Schwären, und dieß zieht sie auf; hier habe ich ein Büchschen: wer den Dampf davon recht einathmet, verfällt in Betäubung, und ich kann, ohne daß der Leidende es fühlt, ihm ein verrenktes Glied einziehen, ein gebrochenes zusammenfügen, kann meine Sonde in seine tiefste Wunde senken, erwachend weiß er nichts davon."

„Aber, Mutter, um des Erlösers willen," sagte

Kepler zitternd, „denkt Ihr auch daran, welche Folgen all dieses für Euch haben kann? Denkt Ihr an Folter und Feuer, das Euch droht, wenn man Euch als Hexe vor Gericht zieht?“

„Wer würde dieß thun?“ entgegnete Apollonia milde lächelnd; „die Armen, die ich geheilt habe? Ich glaube nicht an die Schlechtigkeit und Undankbarkeit der Menschen, sie sind gut, wenn man ihnen mit Güte entgegentritt. Zu dem sieh mich an, Johannes, wie lange werde ich wohl noch leben auf Erden? Sei ruhig meinetwegen, mein Sohn, Du kannst es sein, selbst wenn man mich vor Gericht zöge, verbrennen wird man mich nicht.“ — Sie sagte diese letzten Worte mit einer seltsamen Bestimmtheit, der junge Gelehrte aber schlang seine Arme um ihren Nacken und sagte:

„Mutter, o meine Mutter, denkt Ihr auch, daß es eine schwere Sünde ist, Hand an sich selbst zu legen, versprecht mir um des Erlösers willen, daß Ihr“ — — —

„Stille, mein Johannes, nein, weine nicht, mein Knabe, hier hast Du meine Hand, daß ich nur, um dem gewissen qualvollen Tode zu entgehen, mir selbst einen schmerzlosen geben würde; die Mittel, die uns Gott gibt, um uns die Todes-

stunde leicht zu machen, wenn sie nun einmal erschienen ist, dürfen wir sicherlich ebenso sündenlos benutzen, als die, welche uns andere Qualen ersparen.

„Aber, mein Sohn, herzliebster Johannes, was ist denn das für ein Gespräch, Du hast mir noch nichts von Deiner Braut erzählt; mein Heiland, von Deiner Braut — und hier stehen wir an der Stelle, wo Du auf einem Teppich neben mir im Grase spieltest, gestern scheint mir's — und doch stehst Du neben mir, ein Mann, den ich, die Matrone, nach seiner Braut frage: — o wie flüchtig ist das Erdenleben und wie nichtig wäre es, wenn wir nicht die Liebe hätten und die heilige Gottesahnung!"

Johannes fühlte wohl selbst, daß es nothwendig sei, den Gegenstand des Gespräches zu ändern, und so erzählte er denn von Frau von Mühleck und allen ihren Verhältnissen, von ihrer Schönheit, ihrem bedeutenden Vermögen und ihren vornehmen Verwandten.

„Deine Mutter wird sich gar sehr freuen und stolz sein auf die Schwiegertochter, die Du ihr zuführst," sagte Apollonia, als er geendet hatte.

„Meine Mutter? und Ihr doch auch, Ihr, meine eigentliche Mutter, meine älteste und treueste Freundin auf der Welt!"

„Ich, nun ich, Johannes, würde mich mehr freuen, wenn die Dame weniger schön, weniger reich, weniger vornehm wäre; denn ich würde dann mehr an Deine Liebe zu ihr und an das Glück Deiner Zukunft glauben. Schau, Johannes, ein rechter Mann findet rechtes Glück eigentlich nur in der Ehe mit einer Frau, der er gibt — alle Güter dieser Welt, Nahrung und Kleidung, Gut und Vermögen, Rang und Namen. So habe ich's wenigstens erfahren in meinem Leben. — Männerliebe ist wie der Sonnenschein, sie gießt aus Naturnothwendigkeit die goldenen Ströme des Lichtes und der Wärme aus über die dunkle Erde und will nichts dafür empfangen, als daß die Geliebte blüht und schön und reich und glücklich ist durch das, was sie empfangen."

„Ich habe meine schöne Braut vom Herzen lieb," entgegnete Kepler, „aufrichtig aber, meine theuere Mutter, wäre sie mir nie aufgefallen, wenn nicht ihre glänzende Schönheit mich an die Dame erinnert hätte, von der ich zu Euch sprach, und ich würde sie, die in ganz anderen Verhältnissen gelebt hat, nie zu meiner Gattin gewählt haben, wenn nicht ihr Vermögen es ihr möglich machte, so fortzuleben, wie sie es gewöhnt, mir aber, mich den Wissenschaften ohne Angst vor Hunger und Noth hinzugeben."

„Ich dachte mir dieß," sagte Apollonia. „Deine Liebe, mein Sohn, ist jetzt noch die Wissenschaft allein, möge sie Dir denn auch das Glück Deines Lebens gewähren. Ich bitte aber aus Herzensgrund Gott den Herrn, daß Du immer die Kraft haben mögest, Deine Frau glücklich zu machen, ihr Freund, ihr Trost, ihre Stütze zu sein in allen Lebenslagen und nie in der Geduld gegen sie zu ermüden, auch wenn sie dieselbe auf die Probe stellen sollte."

Die Papiere, welche Kepler gewünscht hatte, waren bis auf den Trauschein seiner Eltern bald herbeigeschafft, und dieser befand sich im Besitze seiner Mutter.

Johannes nahm daher einen herzlichen Abschied von seinen Freunden und den Orten seines Kinderlebens und ging nach Leonberg, wo er seine Mutter jetzt allein fand, denn Margaretha war bereits verheiratet mit Georg Binder, zur Zeit Pfarrer in Heumaden.

Auch Katharina war sehr gealtert. Sie wohnte noch in dem Hause, das Johannes schon kannte, und einen wüstern Fleck gab es wahrscheinlich nicht in dem ganzen Städtchen.

Christoph, der Zinngießer, lebte mit seiner Frau im Frieden, und beide klagten über die Thorheit

der Mutter. Heinrich war wie sein Vater in die weite Welt gegangen. Waren doch die Zeiten von der Art, daß arbeitsscheue Taugenichtse in aller Herren Ländern Gelegenheit fanden, ihre Haut zu verkaufen. Ueberall brauchte man Soldaten, denn ganz Europa war der Schauplatz kleinerer und größerer Kriege. Die Türken standen drohend an der Grenze Ungarns, und Erzherzog Mathias mußte das Land hüten, in dem man ihn bereits zum Könige gewählt hatte. In Böhmen brannte das Feuer des Aufruhrs unter der Asche, das später zur furchtbaren Fackel des dreißigjährigen Krieges aufloderte. In Frankreich hielt die starke und edle Hand Heinrich des IV. die Zügel der Regierung, aber Söldner waren auch dort wie überall ein nothwendiges Uebel. Spanien rüstete seine Seemacht gegen das aufblühende England, und in jedem christlichen Lande stand die Partei der hundert verschiedenen unter sich uneinigen neuen Religionssekten der der Katholiken, die aus politischen Gründen auch keine Einigkeit in sich hatte, drohend und feindlich gegenüber.

Heinrich Kepler war Soldat geworden wie sein Vater, niemand aber hätte sagen können, welchem Herrn der eine oder der andere diene und ob nicht

das nächste Scharmützel Vater und Sohn gegen einander kämpfen sehe.

„Sie sind nun alle fort, alle," sagte Katharina Kepler, als sie ihren ältesten Sohn unter vielen Thränen in die Arme schloß, „und ich bin ganz allein in der Welt, 's ist ein Elend alt werden und allein sein, der Christoph ist freilich hier Bürger und Meister, aber was hilft er mir; er ist ein böser Kerl und hat ein schlechtes Weib. Ich wollte, Du könntest hier wohnen, Johannes, Du bist ein Gelehrter, bist ein Magister, vor Dir würden die Leute Respekt haben und mich dann auch im Frieden lassen. Es sind schlechte Leute hier, Johannes, grundböse Menschen, und der schlimmste von allen, das ist der Vogt Einhorn der lüderliche Kerl! Laß Dir's sagen, er stellte Deiner Schwester Margaretha nach — aber ich hab' ihm die Wege gewiesen, ich!

„Willst Du was trinken, mein Sohn? warte, ich habe was für Dich, dahier, ja das ist das rechte, hier in der kleinen silbernen Kanne, die noch von meinem Vater stammt, hab' ich guten Würzwein, versuch' ihn einmal, und nein — in der silbernen Kanne das ist ein Brechmittel, das trink' nicht, wart', ich finde den Würzwein schon, hier steht er im Zinnkrüglein und trink' ihn mit Gesundheit!"

Es war etwas Unruhiges, Zerfahrenes in dem Wesen der alten Frau, das tief niederbeugend auf das Herz des Sohnes wirkte, und die wüste Unordnung in ihrem Hause war gleichsam der Abdruck ihres inneren Seins. Am meisten fühlte sich Kepler erschreckt dadurch, daß seine Mutter sich nie wie andere Frauen mit den einfachen nützlichen Handarbeiten beschäftigte, die einen harmlosen Ableiter bilden für die Gedanken, die sich in der Brust einer Frau, welche das Leben zum großen Theile hinter sich hat, unter einander entschuldigen und verklagen.

Zwar stand ein staubiger Spinnrocken in einem Winkel der Küche, aber die Katze hatte den Flachs zerzaust und nur wenige Garnfäden lagen gesponnen auf der eingerosteten Spule. Auch Nähapparat sah der Sohn hie und da zerstreut, aber als von seinem Wamms ein Knopf abgerissen, konnte die Mutter weder eine richtige Nadel noch das Fingerhütchen finden, und die kleine Reparatur mußte dem Schneider übergeben werden.

Nichts schien der alten Frau peinlicher zu sein, als das Verweilen an einer Stelle. Sie saß nicht fünf Minuten auf demselben Stuhle, sondern war unaufhörlich in Bewegung und im Hause fast immer beschäftigt, irgendeinen Gegenstand zu suchen. Aber

auch der Aufenthalt im Hause, wenn er länger als ein halbes Stündchen dauerte, beunruhigte sie. Mitten im freundlichsten Gespräche mit ihrem Sohn sprang sie auf und erklärte, daß sie fort müsse zur Zieglerin Leibbrand, zum Bader, zum Bäcker, sie hatte tausenderlei Geschäfte, hunderterlei seltsame Bekanntschaften und nach ihrer Meinung in jedem, mit dem sie sprach, einen versteckten Feind, der ihr nach Ehre und gutem Namen, nach Leben und Eigenthume trachtete.

Es trat ein Sonntag in die kurze Zeitepoche, die Kepler in Leonberg zubrachte, und er rüstete sich zur rechten Zeit zum Besuch der Kirche und war nicht wenig erstaunt, seine Mutter in ihren unsauberen Alltagskleidern und mit Schleppschuhen im Hause herumwirthschaften zu sehen, als er sie suchte, um den Kirchengang mit ihr zusammen anzutreten.

„Du gehst in die Kirche? Du, Johannes," fragte sie ganz verwundert, „die Leute sagen ja, daß Du ein Ketzer und Schismatiker seist, der an keinen Gott glaubt. Du gehst in die Kirche? das ist spaßhaft!"

Vergebens bat der Sohn mit Herzlichkeit, sie möchte ihn begleiten, sie zuckte die Achsel und sagte endlich, sie besitze gar nicht so stattliche Kleider, um in die Kirche gehen zu können.

Sie lief indeß während des Gottesdienstes in den Straßen umher, klopfte an die Fenster der Nachbarn und erzählte in diesem Hause, was sich in jenem soeben zugetragen.

Die wenigen Tage, welche Kepler bei seiner Mutter zubringen konnte, vergingen ihm sehr traurig. Es war ihm nicht möglich, alle Bekanntschaften zu erneuern und neue zu machen, er hatte nicht einmal die Witwe Reinbold besucht, die überdieß mit seiner Mutter bitterlich erzürnt war. Der einzige Sohn derselben hatte die Glaserprofession erlernt und war auf der Wanderschaft.

Auf dem Grabe seines alten Freundes Reinbold war aber Johannes gewesen und es war dieß der einzige Ort, wo die Erinnerung an seine Kindheit ihm heiter und lächelnd erschien.

Einen Tag durfte er nach dem Abschiede von der Mutter noch auf einen Besuch im Hause seiner Schwester verwenden und von diesem versprach er sich die heiterste Freude. — Margaretha war eine schöne zufriedene Hausfrau, fleißig, und daher auch fröhlich. Sie hatte in ihrem jungen Leben nur einen Gegenstand des Kummers: ihre Eltern.

Den Vater hatte sie ziemlich schon vergessen, ihn in ihrem Herzen zu den Todten gelegt, aber

das Leben und Thun der Mutter erfüllte sie mit Jammer und Angst.

„Ich mag's meinen Mann gar nicht hören lassen, wie ein wüstes Treiben die alte Frau nun schon seit Jahren an sich hat," klagte sie betrübten Herzens dem Bruder. „Tag und Nacht spricht sie von der alten bösen Muhme Streicherin, die als Hexe ihren Lohn im Feuer erhalten, und erzählt, wie reich, wie klug, wie mächtig und von aller Welt gefürchtet die böse Frau gewesen. Verzeih mir's Gott, aber Dir, Johannes, muß ich's sagen; denn Du bist klug und gut und weißt vielleicht Rath in dieser Noth, aber — die Mutter will gern eine Hexe sein. Neulich, kurz vorher, ehe ich getraut wurde, war sie bei Christoph gewesen und hatte großen Zank mit seiner Frau gehabt, da setzte sie sich nieder in der Hinterküche recht unter den Schornstein und weinte, daß es einen Stein erbarmt hätte. So ging ich denn und hockte mich zu ihr und faßte sie um den Hals und sagte: ‚Mutterle, herzliebes Mutterle, warum weint Ihr? wenn Euch Gott Leid gegeben, so hat er's doch auch hinwieder nicht an Freude fehlen lassen. Seht, der Christoph ist doch ein rechtschaffener Bürger, und ich, Euer Gretel, werde einen ehrwürdigen Pfarrherrn heiraten, der Gottes Wort

rein und lauter verkündet, und wenn's unser Johannes auch nicht so weit hat bringen können, so ist er doch ein Mann von großer Gelehrsamkeit, der Bücher und Kalender macht, und überdieß ein so guter Sohn, denkt nur, wie er für uns sorgt und uns vom Seinigen abgibt und wie liebevoll er immer schreibt.'

„Da sah sie mich an mit ihren großen schwarzen Augen, ei, mein Bruder, den Blick vergesse ich mein Lebelang nicht und sagte: ‚Wer hat mich lieb, wer auf der ganzen weiten Welt? Mein Mann nicht und meine Kinder erst gar nicht. Der Christoph sagt: ich soll ruhig sein und seine Frau nicht molestiren, der Heinrich, der noch das beste Herz von Euch Allen hat, ist unter die Soldaten gegangen; der Mathematikus — ja, der schickt Geld und nennt mich in seinen feinen Briefen, die ich ja doch nicht lesen kann, liebe, herzliebe Frau Mutter, aber er thut's doch nur Deinetwegen und möchte mich zehnmal im Grabe sehen, wenn nur der alten Loni kein Haar gekrümmt würde. Die hat ihn mir behext den Sohn. Sie hat's ihm angethan, das weiß ich, und lebe und sterbe darauf.'

„Wie sie das sagte, griff sie mit beiden Händen in ihre grauen Haare, die ihr ohnedieß schon wild und wirr genug um den Kopf hingen, und ihre

schwarzen Augen rollten nur so. ‚Sie hat's gelernt,‘ schrie sie, ‚die Loni, sie weiß es, sie braut Liebeszauber wie die Streicherin, ah, ich wollte meine Seele tausendmal dem Teufel verschreiben, wenn ich wie sie mir alle Welt gut Freund machen und für alle Uebel und Schäden gute Mittelchen brauen könnte. Mir verhungern die Hühner im Hof und ihr legt jede Henne täglich ein Ei. Mir thun die Kinder allen Spott und Herzeleid an, die Kinder, die ich mit Schmerzen geboren, und ihr möchten sie die Hände unterlegen und sprechen nur von ihr, wie von einer Heiligen im Himmel. Aber sie ist eine Hexe, sie ist es und soll noch brennen wie die Streicherin. Der Herr Vogt Einhorn weiß es, ich hab's ihm gesagt, welche Zauberwerke das Weib ausgeübt hat und noch ausübt. Aber ich will auch den Teufel rufen, ich will Macht von ihm haben, wie sie hat. Er soll mir helfen, mein Gut mehren und soll den Menschen Respekt vor mir einflößen, er soll es!‘

„Du magst Dir nicht vorstellen, wie schrecklich die alte Frau dabei aussah, und wie ich mich gefürchtet habe, als sie immerfort mit lauter Stimme schrie: ‚Ich will den Teufel rufen! ich will ihn rufen!‘ Ich hatte mich neben ihr auf die Kniee geworfen und betete inbrünstig das Vaterunser und endlich ward

sie dann auch stiller. Es war, als hätte sie einen Krampf, denn es stieß ihr ordentlich das Herz ab und ihre Hände zitterten sehr. — Johannes, Gott erbarme sich über uns, ich glaube aber, unsere Mutter ist vom Teufel besessen."

„Das ist fürchterlich, meine Schwester," sagte Kepler, indem er im Zimmer auf- und abgehend, sein pochendes Herz zu beruhigen suchte. „Arme, arme, unglückliche Mutter, o daß ich ihr helfen könnte!"

„Hör'", entgegnete Margaretha, „ich sollte meinen, Johannes, Du würdest sie nicht so gar arg beklagen, wenn Du, wie ich, immer um sie gewesen wärest. Ja, sie klagt, daß ihre Kinder sie nicht lieben, daß all ihre Sachen hinter sich gehen, aber — macht sie's denn nicht danach? Wenn sie uns als Kinder geschlagen hat und ganze Tage allein einschloß und uns nichts zu essen gab, als eben ein Stückel Brot, weil's ihr nicht gefiel zu kochen, da haben die Buben nicht selten gesagt, laß uns nur groß werden, wir wollen ihr's wett machen. — Muhme Loni mag böse Künste und Praktik bei der Streicherin gelernt haben, kann sein, aber eine gute Frau ist sie bei dem Allen, die für Menschen und Vieh sorgt, und wenn ihre Hühner brav Eier legen, so kommt das von ordentlichem Füttern, meine legen

auch, und wenn ihr Garn das feinste ist, so kommt das von ordentlichem Flachsbereiten und von gutem Spinnen; ich bin zwar nicht so geschickt wie die werthe Muhme, aber so manches habe ich doch von ihr gelernt, und hier in Heumaden ist das Gespinnst der Frau Pfarrerin das feinste und beste, wie das auch in der Art und Ordnung ist. — Eines aber muß ich Dir doch noch erzählen, Johannes. Du weißt, da ist in Weil der Pfarrer Mästlin, ein Vetter von Deinem Lehrer und Freunde in Tübingen. Ein grundgelehrter Mann ist er und schrecklich fromm auch, aber ach, wehe auch denen, die es nicht ganz so sind wie er. Mein guter Mann nennt ihn einen Zeloten — nun zu dem ist also die Mutter gegangen, als sie acht Tage vor meiner Hochzeit mit mir in Weil war wegen ihres Trauscheines, ich war mit dabei, und wie der Pfarrer so mit uns spricht, da fängt sie mit einemmal an von der Muhme und daß sie eine Hexe sei und allerlei Teufelswerk treibe, und von der Streicherin, die ihr ihre Künste beigebracht hätte. Denk', wie mir Angst und bange ward, und als ich nun einfiel und sagte, die Muhme Loni sei eine brave Frau, Gott und Menschen wohlgefällig und so gut, wie wenige Menschen in der Welt, da lachte sie und sagte:

‚Nun sehen Euer Ehrwürden selber, daß sie's recht aus dem Grunde versteht, denn meine Kinder alle meinen, sie sei der lebendige Engel.'"

„Großer Gott," sagte Johannes, betrübt die Hände faltend, „das ist ja aber geradezu Wahnsinn, und die schnödeste Undankbarkeit überdieß. Wie ist es nur möglich, daß meine Mutter nicht die Wohlthaten dankbar erkennt, welche Apollonia ihr und uns allen erwiesen?"

„Ach ihre Dankbarkeit wäre nun gerade das wenigste, möchte sie undankbar sein, schelten und die arme Muhme halten für was sie immer will, aber dieser Pfarrer Mästlin weiß ja nichts besseres, als auf Hexenjagd auszugehen. Gott soll sich erbarmen, die Brandpfähle auf dem Anger bei Weil sahen aus, als wäre dort ein Wald abgebrannt, aber, Du Heiland! an jedem stand einmal ein armes jammerndes Weib. Wenn so viele Hexen dort wirklich ihr Wesen treiben, so müßte man ja keinen Schritt machen können, ohne behext zu werden. — Glaub' mir das, Bruder Johannes, wenn eine von den beiden eine Hexe ist, so ist's die Mutter!"

Die junge Frau blickte, als das Wort über ihre Lippen geflohen, ängstlich um sich, ob es auch nie-

mand gehört haben könne, und brach dann von neuem in heftige Thränen aus.

Kepler versuchte sie zu beruhigen, obgleich sein Herz von Jammer und Sorge erfüllt war. Apollonia, seine theure mütterliche Freundin, war, das konnte keinem Zweifel unterliegen, eine Frau, deren vielfache Kenntnisse, deren abgeschlossenes und zurückgezogenes Leben nur zu leicht jenem furchtbaren Verdacht Grund geben konnte, der in jener Zeit wie eine verderbenbringende Wetterwolke über dem Haupte jedes ungewöhnlichen weiblichen Wesens stand.

Seine Mutter hielt Johannes für befangen in einem unseligen Wahnsinn. Am liebsten hätte er sie zu sich genommen in sein Haus, aber als er darüber mit ihr gesprochen, war sie in den heftigsten Zorn gerathen und hatte ihm geantwortet, daß vor der Hand sie Herrin in ihrem eigenen Hause bleiben wolle.

„Wer seinen Kindern gibt das Brot
Und leidet selber Noth,
Den schlag' man mit der Keule todt,'

hatte sie gesagt, und obgleich Johannes ihr auseinander setzte, daß er durchaus nichts von ihr haben wolle, sondern ihr nur bei sich eine Freistatt zu geben wünsche, wo sie unter dem Schutze eines Sohnes von dem Ihrigen leben könne, hatte sie geantwortet,

sie habe auch in Leonberg einen Sohn, sie zu beschützen, und dessen Verhältnisse paßten besser für ihre Gewohnheiten, als die des gelehrten Mathematikers, der eine vornehme Frau heiraten wolle.

Es lag in dieser Bemerkung so viel Wahrheit und gesunder Sinn, daß Kepler sie durchaus nicht für eine Beleidigung nahm. Die feine stolze Frau von Mühleck und Katharina Kepler, der man es ansah, daß sie das Regiment ihres Mannes einst als Marketenderin begleitet, hätten allerdings eine seltsame Hausgenossenschaft gebildet, deren größere Last unzweifelhaft dem gebildeteren Theil zugefallen wäre.

„Es ist dabei nichts zu thun, Gretelchen, liebe Schwester, als Gott zu bitten, daß er alles zum Besten lenkt,“ sagte Johannes. „Sehr zu beklagen ist unsere arme Mutter, weil sie so heiß danach verlangt, geschützt und geliebt zu werden, und doch nicht versteht, sich Achtung und Liebe zu erwerben. Wir, ihre Kinder, haben die Verpflichtung, ihrem armen Herzen Beruhigung zu geben, indem wir ihr alle nur mögliche Achtung und Liebe erweisen. An mir soll es nicht liegen, daß sie nicht zufrieden gestellt werde, und wie ich Dich kenne, wirst Du auch für sie thun, was in Deinen Kräften steht, und es auch an freundlichen und liebevollen Worten nicht fehlen lassen.

Solcher Seele, wie der Mutter, so dürstend nach Liebe und gepeinigt von dem Bewußtsein, sie nicht verdient zu haben, ist manchmal ein freundliches Wort eine größere Erquickung, als eine freundliche Handlung. Meine Schwester, das vierte Gebot ist das einzige, was eine Verheißung hat."

So schieden die Geschwister. Kepler hatte in seinem Schwager einen Geistlichen kennengelernt, wie die meisten jener Zeit, fest in dem Glauben, den einzig richtigen Schlüssel des Himmelreichs zu besitzen, ohne besondere andere Interessen als die an theologischen Spitzfindigkeiten, und übrigens einen herzensguten Mann, der seine junge schöne Frau aufrichtig lieb hatte und einfältiglich sich in seinem Amte an den Spruch des Apostels hielt: ‚Wer den Altar bedient, soll vom Altare leben.'

Im Besitz aller Papiere, die seine adelige Abkunft dokumentirten, langte er nach sechswochentlicher Abwesenheit in Grätz an und freute sich, seine Zimmerchen betretend, seine Instrumente und Bücher, sein einfaches Hausgeräth und seine gewohnten Beschäftigungen wiederzufinden.

Bei dem Gedanken, seine schöne Braut zu sehen, befiel ihn eine Art von Scheu, der er eigentlich keinen Namen zu geben wußte. — Frau von Mühleck

stand in so ganz anderem Verhältnisse, hatte so ganz andere Gewohnheiten als seine Verwandten, mit denen er jetzt wieder in nähere Verbindung getreten. Fast schien es ihm, daß er die Frau betrüge, indem er ihr seinen Adelsbrief mitbringe.

Ja! er war der Enkel des Bürgermeisters von Weil, des Sebald Kepler; aber er war der Sohn Heinrich Kepler's, des Vagabunden, und der Katharina Guldenmann, der Marketenderin.

Er ging am Tage nach seiner Ankunft zu Frau von Mühleck, ihr noch einmal alle seine Familienverhältnisse auseinander zu setzen. Als er mit bebender Stimme ihr sagte, daß er zu ehrlich sei, um sie zu einem Ehebunde bewegen zu wollen, in dem sie künftig vielleicht sich unglücklich fühlen würde, rückte sie von ihm weg und antwortete sehr kühl:

„Sagen Sie es nur rund heraus, Herr Magister, was ich doch schon so ziemlich weiß, Sie möchten Ihr Versprechen zurückhaben, weil ich nicht so reich bin, als Sie gemeint."

Kepler blickte ihr erschreckt in die schönen zornigen Augen. „Ich will von Ihrem Versprechen keinen Gebrauch machen, damit Sie nicht später glauben mögen, ich habe Sie getäuscht," sagte er; „erst dann, wenn Sie alle meine Verhältnisse, die zumtheil

sehr traurig sind, kennen, und mir Ihr Versprechen erneuern, kann ich es mit Freuden annehmen."

„Das sind wohl schöne Redensarten, Herr Magister," entgegnete sie spitz. „Pastor Hitzler hat mir gesagt, daß Sie eine reiche Frau haben wollen, um Ihr Amt niederzulegen und nur für ihre gelehrten Spekulationen zu leben. So reich aber bin ich gar nicht, denn, wie ich höre, soll es Ihnen sehr vieles Geld kosten, so ein Buch drucken zu lassen."

„Barbara," sagte Kepler sanft, „den Mann, dem Sie noch vor kurzem Ihr Leben anvertrauen wollten, sollten Sie nicht in dem Verdachte haben, daß er sich von Ihnen erhalten lassen will."

Aber indem er dieß aussprach, strafte sein Herz ihn Lügen; er gedachte mit inneren Vorwürfen der Worte Apolloniens. — „Ich will dieser Frau gegenüber jetzt so wahr sein, als ich es gegen mich selbst bin," dachte er, „komme dann was mag, ich werde es ertragen," und nun setzte er mit klaren Worten der aufmerksamen Zuhörerin alle seine Verhältnisse auseinander. Er sprach von seinen Eltern und Geschwistern, er verhehlte es nicht, daß ihr Vermögen ihm als eine nothwendige und sehr angenehme Sache für ihre beiderseitige Zukunft erschienen, ja er erschloß ihr sein Herz so tief, daß er von seiner flüch-

tigen Bekanntschaft mit Polixena von Rosenberg und dem Eindruck, den dieselbe auf sein junges Herz gemacht, sowie von Barbara's großer Aehnlichkeit mit dem Ideal seiner Jugend sprach.

Frau Barbara hatte ihm zugehört, und ihr Interesse an dem, was er erzählte, steigerte sich mehr und mehr; als er nun endlich schwieg, sagte sie, ohne zu ihm aufzusehen: „Ihr seid mir also gut, Johannes? ich gefalle Euch, sowie ich bin, und komme Euch vor, wie die allerschönste Frau, die Ihr jemals gesehen?"

„Ihr seid die schönste Frau, die ich jemals gesehen, Barbara," entgegnete er, „und ich fürchte nur, daß ich Euch, die soviel größere Ansprüche machen kann, zu schlecht sein dürfte."

Sie erhob langsam den reizenden Kopf und blickte von unten auf schalkhaft in seine Augen. „Ei nun, Johannes!" sagte sie endlich, „nein, zu schlecht seid Ihr mir wohl so eigentlich nicht, ganz im Gegentheil! Ihr dürftet am Ende wohl für mich viel zu gut sein."

„So wollt Ihr es mit mir wagen, theure Frau!" fragte Kepler schüchtern.

„Hm! ja doch ja! weiß nur der liebe Herr Gott, wer mehr wagt, ich oder Ihr; denn seht, mein

Bißchen Gesicht, das kann weg sein, wenn ich die Pocken kriegte, und mein Bißchen Geld kann auch in alle Winde zerstieben wie die Zeiten jetzt sind, Euer gutes Herz aber, Eure große Gelehrsamkeit, und Eure Aufrichtigkeit, ja, das bleibt schon, in alle Ewigkeit. Gelt, Johannes, Ihr werdet meiner kleinen Elisabeth Gutes thun, und mich als Eure Frau gut halten?"

„Von ganzem Herzen!" sagte Kepler, „ich denke, das Leben ist lang, und mancherlei Verhältnisse kommen darin vor, aber Ihr sollt sehen, daß ich, geschehe was Gott will, immer und immer, in aller Aufrichtigkeit Euer Schützer, Euer Tröster, Euer treuester Freund sein werde."

„Amen!" fügte sie leise hinzu und lehnte gerührt den schönen Kopf an seine Brust, Johannes aber küßte ihre Stirn, und in seinem Herzen leistete er Gott den Eid, dieser Frau, die ihm vertraute, alles zu sein, was ein Mann seiner Gattin sein kann.

Ende des zweiten Bandes.

Prag 1857. Druck von Kath. Gerzabek.

Nákladem mým vycházejí a v každém řádném kněhkupectví dostati lze:

SEBRANÉ SPISY

Jos. Kaj. Tyla.

Nové vydání.

Často již pronešeno přání, aby spisy mužů o literaturu naši zasloužilých sebrány a sebrané obecenstvu podány byly. Jeden z nejpřednějších a nejoblíbenějších pěstitelů českého písemnictví byl bez odporu **Jos. Kaj. Tyl,** kterýžto snahy své zasvětil rozkvětu národnímu, a jmenovitě k zvelebení belletristiky a českého časopisectví znamenitě přispěl a takměř tvůrcem byl novějšího pěkného slohu českého.

I odhodlal jsem se k vydávání **Tyl**ových spisů přikročiti, a doufám, že toto mé podniknutí od četných ctitelů a přátel jeho, a vůbec od všech příznivců českého pisemnictví laskavě přijato bude.

Bude to sbírka všech spisů **Tyl**ových, které jaké ceny pro národ a literaturu mají. Práce dramatické a politické, jak samo sebou se rozumí, nebudou v sbírku tu zahrnuty. Jsouť také povídky stránkou jeho nejskvělejší, a národ všeobecně uznal, že vypravování bylo vlastní pole **Tyl**ovo; jeho „Alchemista“ — „Kutnohorský dekret“—„Rozina Ruthardova“—„Svátky na Vyšehradě“ — „ Slečna Lichnická“ — „Po-

slední Čech" i mnohé jiné historické i z dob nynějška čerpané povídky patrným toho jsou důkazem.

Zvláště na to pozorna činím, že zevnitřní část i pořadí obsahu „Sebraných spisů" jsou zřízeny co možná dle prvního vydání, jež pouze deset svazků dosáhlo, a tímto způsobem dojdou **odběratelé staré nedokončené sbírky** té výhody, že při třináctém svazku k odbírání tohoto nového vydání se přihlásiti a staré přetržené dílo doplniti si mohou.

„Sebrané spisy Jos. Kaj. Tyla" začnou v květnu b. r. v půlměsíčních lhůtách po svazcích vycházeti a tři neb čtyry vždy úplný díl tvořiti.

Každý svazek, nejméně šestiarchový, stojí

jen 20 kr. stříbra

pro každého, kdož vlastnoručním podpisem k odebrání celé sbírky se zaváže a za poslední svazek 20 kr. předplatí.

Při ukončení celého díla obdrží odběratelé těchto „Sebraných spisů" krásnou, od výtečného umělce českého kreslenou

podobiznu Jos. Kaj. Tyla

co praemii zdarma, čímž přáním četného počtu ctitelův zvěčnělého básníka a miláčka národu vyhověti doufám.

Přihlášení-se k odbírání Spisů Tylových přijímá každé řádné kněhkupectví, jakož i

V Praze, 1857.

nakladatel
J. L. Kober,
kněhkupec v Praze.